

# Lichtblick

Römisch-katholisches Pfarrblatt  
Nordwestschweiz

Sonderausgabe  
500 Jahre Badener Disputation



## Badener Disputationen

Diese Sonderausgabe versammelt 20 Gespräche mit Persönlichkeiten aus Politik, Kirchen, Kultur und Wirtschaft. Anlässlich der 500-Jahr-Feier der Badener Disputation befragte sie der Theologe Hans Strub zu Liebe, Frieden, Zukunft und Hoffnung.

# Vorwort

Diese Sonderausgabe des «Lichtblicks» vereinigt die zwanzig DispuTALKs, die im Rahmen von «500 Jahre Disputation Baden 2026» zwischen Ende Oktober 2025 und Mitte Mai 2026 an sechs verschiedenen Orten in der Stadt Baden stattgefunden haben. Auf Initiative der Redaktorinnen des «Lichtblicks», Pfarrblatt der Nordwestschweiz, haben Marie-Christine Andres Schürch, Eva Meienberg und Johanna Moser online über die Diskussionen berichtet. Dafür sei ihnen an dieser Stelle herzlich gedankt!

Zwanzig Persönlichkeiten aus den Bereichen Kirchen, Politik, Literatur, Journalismus und Gesellschaft haben sich jeweils eine Stunde Zeit genommen für ein Gespräch mit mir und sich den anschliessenden Reaktionen aus dem Publikum gestellt. Dafür möchten ich ihnen auch im Namen des Projektteams noch einmal sehr herzlich danken! Sie haben mit ihren Zusagen diese Reihe ermöglicht!

In jedem Gespräch kam auch eines der vier grossen Leitthemen für die Gedenkfeier zur Sprache: Frieden, Liebe, Zukunft, Hoffnung. Hintereinander gelesen ergeben die DispuTALKs eine weitgespannte und engagierte «Tour d’Horizon» über Gegenwart und zukünftige Herausforderungen für unser Land und unsere Kirchen in der sich rasant verändernden geopolitischen Lage.

Der Separatdruck über diese Veranstaltungsreihe wird für den Festakt vom 31. Mai erstellt. Er bildet den Abschluss der zahlreichen unterschiedlichen Anlässe, die über mehrere Monate hinweg stattgefunden haben zum Gedenken an jenen wichtigen Anlass vor 500 Jahren für das Nebeneinander der Konfessionen in der Schweiz.

Hans Strub, Mitglied der Projektleitung Disput(N)ation Baden, im Mai 2026



# Verzeichnis der Gäste am DispuTALK

Doris Leuthard, alt-Bundesrätin

**Mit «feu sacré» für Respekt und eine starke Schweiz**

Seite 6

Esther Straub, Präsidentin Kirchenrat Kanton Zürich

**Hand in Hand**

Seite 8

Christoph Weber-Berg, reformierter Kirchenratspräsident Aargau

**Streiten, aber auf gemeinsamem Fundament**

Seite 10

Urs Meier, ehemaliger Leiter Reformierte Medien Schweiz

**Anteil nehmen am Weltgeschehen**

Seiten 12

Rita Famos, Präsidentin der Evangelische-reformierten Kirche Schweiz

**Konfrontiert mit allen Facetten des Lebens**

Seiten 14

Christoph Sigrist, Professor Diakoniewissenschaft, ehemaliger Grossmünster-Pfarrer

**Spielerisch das Streiten üben**

Seite 16

Markus Notter, Präsident Europa Institut UZH

**Europa befindet sich im Wandel**

Seite 18

Markus Schneider, Stadtammann Baden

**Mehr Baden geht nicht**

Seite 20

Urs Hofmann, ehemaliger Regierungsrat Aargau

**Noch immer eine gewichtige Stimme für den Aargau**

Seite 22

Martin Werlen OSB, Benediktinermönch, ehemaliger Abt der Klöster Einsiedeln und Fahr

**Die Kirche nicht verpassen**

Seite 24

René Rhinow, Jurist, ehemaliger Ständerat Basel-Landschaft

**Neutralität ist nicht simpel und eindeutig**

Seite 26

Barbara Bleisch, Philosophin, Moderatorin «Sternstunde Philosophie»

**Sternstunde in der Stadtkirche**

Seite 28

Monika Waldis, Leiterin Zentrum für Demokratie Aarau

**Demokratie ist kein Selbstläufer**

Seite 30

Christian Haller, Schriftsteller

**Seine Lieblingslektüre sind Menschen**

Seite 32

Heiner Hug, Journalist, ehemaliger Leiter der Tagesschau SRF

**Erfahrung statt Algorithmus**

Seite 34

Martina Bircher, Regierungsrätin Kanton Aargau

**Der Kitt, der uns zusammenhält**

Seite 36

Moritz Leuenberger, alt-Bundesrat

**Frieden passiert nicht einfach so**

Seite 38

Esther Girsberger, Publizistin

**Differenzieren statt pauschalisieren**

Seite 40

Marianne Binder-Keller, Ständerätin Kanton Aargau

**Mehr zu Europa beitragen**

Seite 42

Pascal Gregor, Präsident des Kirchenrats der Römisch-katholischen Kirche im Kanton Aargau

**Erkennen, was die Menschen brauchen**

Seite 44

---

## Impressum

### Herausgeber

Projektleitung Disput(n)ation  
und  
Verein Pfarrblattvereinigung Nordwestschweiz  
Innere Margarethenstrasse 26  
4051 Basel  
info@lichtblick-nw.ch

### Redaktion

Marie-Christine Andres, Eva Meienberg, Johanna Moser; Ursula Humburg Davis (Korrektorat)

Titelbild: Niklaus Spoerri

Bilder, sofern nicht anders vermerkt:  
Marie-Christine Andres, Eva Meienberg, Johanna Moser

### Gestaltungskonzept

Die Gestalter AG, St. Gallen

Redaktionssystem / Druck  
gateB AG, Steinhausen / LP Copy Center,  
Wettingen

### Auflage

500 Exemplare anlässlich des Festaktes in Baden  
am 31. Mai 2026

Am 9. April hatte Hans Strub seine Schwiebertochter Barbara Bleisch zu Besuch am DispuTALK. Die Philosophin und Sternstunde-Moderatorin hatte ein grosses Publikum in der Stadtkirche Baden. Bild © Niklaus Spoerri



# Im Dienst des Dialogs

## «Die Kirchen sind heute zu wenig politisch»

Der Theologe Hans Strub leitete die DispuTALKs anlässlich des Jubiläumsprogramms der Badener Disputation. Mit seinen Gästen sprach er über Frieden, Hoffnung, Liebe und die Zukunft.

### Was ist der Unterschied zwischen Disput und Dialog?

Der Dialog ist ein Austausch von Ideen und Meinungen. Ihm liegt zugrunde, dass ich wissen will, was das Gegenüber denkt. In einer Disputation will ich mein Gegenüber überzeugen. Es kann gut sein, dass wir uns am Ende nicht einig werden und ein Graben bleibt. In der kurzen Reformationszeit in der Schweiz gab es rund dreissig Disputationen, in denen die Altgläubigen und die Neugläubigen versuchten, die anderen vom wahren Glauben zu überzeugen

### Kann die Badener Disputation ein Modell sein für den Umgang mit Differenzen?

Gegenwärtig fehlt mir die grundlegende Auseinandersetzung mit wichtigen Themen. Frieden, Hoffnung, Liebe, Zukunft sind die Begriffe, über die ich mit meinen Gästen streiten will. Wie können wir Frieden machen? Was bedeutet Liebe in unserer Welt? Meine liebste

Gesprächsform ist jedoch der Dialog, darum sind die Gespräche mit meinen Gästen keine Disputationen.

### Welche Gesprächsform ist wirkmächtiger?

Der Disput ist spektakulärer, attraktiver. Die Zuschauenden fühlen sich dabei wie bei einem Tennismatch. Ich glaube aber nicht, dass solche Gesprächsformen, die auch ein Kampfritual sind, bei den Zuhörenden viel verändern. Da wird die Rede immer heftiger und zugespitzter und provoziert eher eine Abwehrhaltung. Im Dialog ist es einfacher, sich überzeugen zu lassen und einen Kompromiss einzugehen. Der Kompromiss als politisches Credo gehört seit 700 Jahren zur Eidgenossenschaft.

### Geht es nicht auch darum, Differenzen auszuhalten?

Darum ging es schon immer. Im Kleinen wie im Grossen. In der Familie und in der Gesell-

schaft. Wichtig ist, dass das Aushalten nicht schweigend passiert. Ich finde es grundlegend in einer Gesellschaft, dass es mich interessiert, wie die anderen denken. Ich habe mein halbes Leben damit verbracht, Theologinnen und Theologen in ihrer Ausbildung zu begleiten. Am zweiten Tag habe ich die Studierenden jeweils ihren Weg mit der Kirche erzählen lassen. Ich habe viele Rückmeldungen bekommen, dass diese Geschichten sehr aufschlussreich waren, um die Argumentationen der anderen in den vielen Diskussionen während des Studiums besser zu verstehen.

### Wir sollen also neugierig sein auf Differenzen?

Mir geht es um einen respektvollen Umgang mit Verschiedenheit, die durch tausend Erfahrungen und Erlebnisse geprägt wurde. Nichts davon wissen zu wollen, ist für mich respektlos. Die Geschichte meines Gegenübers geht mich etwas an. Ich muss diese Geschichte

## Hans Strub

nicht bewerten, aber mich von ihr berühren lassen.

### Was braucht es, damit ein Dialog gelingen kann?

Vor vielen Jahren hat mir ein alter Pfarrer erklärt, ich müsse einfach die Menschen gernhaben, dann gelinge meine Arbeit. Damals habe ich gelacht und gesagt: «So einfach ist das Leben nicht.» Heute würde ich ihm beipflichten. Menschen gernhaben, wahrhaftig interessiert sein und wissen wollen, was das Gegenüber denkt, zuhören und nachfragen: dann gelingt der Dialog mit grosser Wahrscheinlichkeit.

### Wie haben sich die Regeln und der Ton der Gespräche über die Zeit hinweg verändert?

Mir scheint, heute diskutieren wir weniger über die Grenzen der Meinungsfreundschaften hinaus. Auch ich würde heute keine Podiumsgespräche mehr organisieren.

### Warum nicht?

Ein Einzelgespräch ist ergiebiger, weil es Veränderung zulässt. Mit der Zeit hat es mich zu langweilen begonnen, dass Gesprächsteilnehmende auf ihren Positionen beharren. Ausserdem hängt die Qualität der Gespräche sehr von der Leitung ab. Ich habe oft beobachtet, dass Gespräche über, aber nicht mit Betroffenen geführt wurden. Ich vermisse Gespräche, in denen die Gäste Zeit haben, ihren Standpunkt darzulegen.

### Hat sich die Grenze des Sagbaren verschoben?

Früher haben wir im privaten und im öffentlichen Raum eher gesagt, was wir denken. Heute gibt es mehr Filter. Ich passe auf, dass ich keine diskriminierenden Wörter brauche, dass ich mich nicht sexistisch äussere. Die Filter beeinflussen das Gespräch und machen es vielleicht weniger spontan. Heute muss ich als Gesprächsführer mehr leisten, um an mein Gegenüber heranzukommen als vor vierzig Jahren. Damals waren die Gespräche direkter, manchmal aber auch plumper und wahrscheinlich auch verletzender. Dennoch möchte ich keinen Maulkorb bekommen und auch keinen verteilen. Ich möchte mich und andere in einem Gespräch erleben können und dazu gehört auch das Verteidigen von eigenen Grenzen und das Akzeptieren der Grenzen von anderen.

### Wie soll sprechen, wer nicht gehört wird?

Wer nicht gehört wird, soll sich laut und ungeniert zu Wort melden, wenn er oder sie die Kraft dazu hat. Und wenn es sein muss auch unanständig. Ich habe diesbezüglich in den 80er-Jahren ausserordentlich viel gelernt von den Frauen. Damals mussten sie uns Männern

mit Vehemenz sagen, was sie brauchen, damit wir sie gehört haben.

### Was denken Sie über die Ökumene? Den interreligiösen Dialog? Sind wir da noch im Gespräch?

Ich bin diesbezüglich rundum enttäuscht. Anfang der Siebzigerjahre hatte ich mein erstes Pfarramt in Schwamendingen. Damals habe ich mit meinen katholischen Kollegen eng zusammengearbeitet. Wir waren der Meinung, dass es eine Frage von Monaten sei, bis es erlaubt sein würde, gemeinsam Abendmahl zu feiern, was wir damals bereits machten. Plötzlich hiess es, das sei nicht erlaubt. Die katholischen Kollegen zogen sich zurück. Seither wird viel geredet. Aber der Dialog ist eher eine Aneinanderreihung von Monologen. Vor allem auf den oberen Hierarchiestufen. In den Gemeinden finden sich die Pfarrpersonen und

Gemeindeleitenden oder sie tun es nicht. Es gibt keinen Fortschritt in der Ökumene.

### Es wäre auch denkbar, dass der Bedeutungsverlust der Kirchen die Konfessionen näherbringt.

Das ist ein verlockender Gedanke, der mir sympathisch ist und der auch politisch interessant wäre. Es gäbe eine grosse Aufmerksamkeit für die Kirchen, die damit etwas an ihrer DNA ändern könnten. Mit einer Stimme – im Bewusstsein ihrer Heterogenität – könnten sie Diskussionen einfordern und das Zeitgeschehen kommentieren. Und sie könnten auch den Rahmen bieten, um diese Themen zu diskutieren. Die Kirchen sind heute zu wenig politisch.

Interview: Eva Meienberg



Hans Strub ist reformierter Theologe und hat Generationen von Pfarrpersonen ausgebildet. Ausserdem war er Leiter des Bildungshauses Boldern am Zürichsee. Bild © Christoph Wider

Den Auftakt zur Gesprächsreihe DispuTALK machte am 28. Oktober 2025 die ehemalige Bundesrätin Doris Leuthard. Das Gespräch fand in der Sebastianskapelle in Baden statt.



# Mit «feu sacré» für Respekt und eine starke Schweiz

## «Regieren heisst erklären»

Wo vor fünfhundert Jahren Reformierte und Katholiken über den rechten Glauben debattierten, sprechen bis im nächsten Mai Schweizer Persönlichkeiten über Frieden, Hoffnung, Zukunft und Liebe. Den Auftakt machte die ehemalige Bundesrätin Doris Leuthard.

Prominenter Besuch lockte am Dienstag, 28. Oktober, kurz nach Feierabend eine grosse Zahl Menschen in die Sebastianskapelle in Baden. Im Vorfeld zum offiziellen Festakt «500 Jahre Badener Disputation», der für den 31. Mai 2026 geplant ist, finden dort im Vierzehntage-Rhythmus Gespräche mit bekannten Schweizer Persönlichkeiten zu den vier grossen Leitthemen Frieden, Hoffnung, Zukunft und Liebe statt. Zum Auftakt der Gesprächsreihe DispuTALK durfte der Moderator, Theologe Hans Strub, die ehemalige Bundesrätin Doris Leuthard empfangen. Sie bildet zusammen mit Regierungsrätin Martina Bircher und dem Badener Stadtamman Markus Schneider das Schirmgremium des Jubiläumsprojekts.

**Prophetische Worte vor sieben Jahren**  
Hans Strub verwies zu Beginn des Gesprächs auf Leuthards Abschiedsrede als Bundesrätin, die sie am 5. Dezember 2018 vor der vereinigten Bundesversammlung hielt. Er hielt fest: «Die Rede dauerte 7 Minuten und 15 Sekunden. In dieser Zeit hat Frau Leuthard mehr gesagt, als der Prophet Jeremia in den ersten zehn Kapiteln.» Leuthards Worte, die sieben Jahre zurückliegen, muten aus heutiger Sicht tatsächlich prophetisch an. Sie warnte davor, dass regelbasierte Abmachungen an Gewicht verlorener und die Machtpolitik an Ruhm gewinne. Die Schweiz als kleines Land, das auf die Einhaltung von Regeln angewiesen sei, müsse ihre Interessen international einbrin-

gen und die Zusammenarbeit mit gleichgesinnten Staaten suchen, betonte sie damals.

### Aktivere Rolle des Bundesrats

Die heutige Weltlage bestätigt diese Einschätzung: «Die Schweiz ist auf den Schutz durch Regelungen angewiesen. Wenn nicht mehr klar ist, was gilt, ist das für ein kleines Land sehr schwierig. Das bedeutet Unsicherheit. Ich mache mir durchaus Sorgen», sagte Doris Leuthard in Baden. Die Schweiz müsse aktiv in die andere Richtung steuern. Leuthard erklärte, dass sie sich dabei eine aktivere Rolle des Bundesrates wünsche: «Es würde den Menschen im Land helfen, wenn der Bundesrat Stellung nähme zum Weltgeschehen, Ereignisse mit klaren Worten einordnen, Prob-

**Persönlich**

Doris Leuthard wuchs als älteste von vier Geschwistern im aargauischen Merenschwand auf. Sie besuchte die Kantonsschule in Wohlen und studierte Rechtswissenschaften an der Universität Zürich. Sie erwarb das Anwaltspatent und arbeitete bis 2006 als Rechtsanwältin in Wohlen und Muri. 1997 wurde sie in den Grossen Rat des Kantons Aargau gewählt. Von 1999 bis 2006 war sie Nationalrätin, von 2004 bis 2006 Parteipräsidentin der CVP und von 2006 bis 2018 Mitglied des Schweizer Bundesrats. 2010 und 2017 war Doris Leuthard Bundespräsidentin der Schweiz.

leme benennen und mögliche Lösungen zur Diskussion stellen würde – wir müssen diskutieren, «disputare», wie anno dazumal.»

**Diskutieren heisst gemeinsam weiterkommen**

Die ehemalige Bundesrätin gilt als begnadete Kommunikatorin, und sie rief im Gespräch mit Hans Strub dazu auf, mehr miteinander zu sprechen. «Oft sind die Meinungen schon gemacht, das ist schade. Wir sollten versuchen, gemeinsam weiterzukommen. Vielleicht hat mein Gesprächspartner gute Argumente. Es geht nicht darum, die eigene Meinung zu hundert Prozent durchzusetzen, sondern sich zusammenzurufen.» So verstehe sie auch den Begriff «kollegial», der die bundesrätliche Zusammenarbeit bezeichne: «Kollegial bedeutet, einander respektvoll zuzuhören, auch mal nachzudenken, sich zu hinterfragen und manchmal auch dem Anderen rechtzugeben.»

**Für Anliegen kämpfen**

Dem Leitsatz des ehemaligen Bundesrats Willi Ritschard «Regieren heisst erklären», stimmte Doris Leuthard zu. Eine Bundesrätin oder ein Bundesrat müsse aber vor allem auch Entscheidungen treffen können, oft unter Zeitdruck und ohne die letzten Details abschätzen zu können, denn: «Unsicherheit ist Gift.» Und wenn eine Sache entschieden sei, heisse es, dafür zu kämpfen: «Ich plädiere dafür, mit dem Herz zu operieren, mit einem feu sacré. Wenn Sie verliebt sind, müssen sie auch kämpfen. Und Politik hat mit Liebe zum Vaterland zu tun.»

**Sich der Gefahr bewusst werden**

Für die eigenen Werte und die eigene Sicherheit einzustehen, sei in der jetzigen Lage wichtig, betonte Leuthard. «Die Situation in Europa ist so gefährlich wie schon lange nicht mehr. In der Schweiz scheint man das nicht

wahrzunehmen. Ich möchte nicht Angst machen, aber wir müssen uns gut überlegen, wie wir uns sicherheitspolitisch aufstellen. Die Weltlage wird uns noch länger beschäftigen. Es ist wichtig, dass das Thema Sicherheit wieder auf der Agenda steht.»

**«Auch der Papst könnte etwas sagen»**

Putin, Netanjahu und Co. werden nicht so rasch aufgeben, ist sich Doris Leuthard sicher. Und noch etwas musste sie loswerden: Die selbstherrlichen Anführer seien ja leider meistens Männer: «Deshalb bin ich für mehr Frauen als Staatspräsidentinnen!». Kaum gesagt, fiel Leuthard ein weiterer mächtiger Mann ein: «Und der Papst könnte auch etwas sagen, er ist im Moment noch sehr diskret.»

sagte Doris Leuthard. Sie sprach sich dezidiert dafür aus, gegen Hasskommentare in Onlineforen und auf Social Media vorzugehen. Es sei zu überlegen, ob und wie die Regeln des Persönlichkeitsschutzes auch auf die sozialen Medien angewendet werden können – über die Schweiz hinaus. Persönlichkeitsverletzende Aussagen in sozialen Medien sollen sanktioniert werden können, denn es nütze nichts, nur darüber zu sprechen: «Ethik muss man leben.»

Marie-Christine Andres

**Gesellschaft muss Verantwortung übernehmen**

Herzlich lachen musste die ehemalige Bundesrätin auf die Frage, ob sie im Amt mit ungerechtfertigter negativer Kritik konfrontiert gewesen sei. «Ja! Als Mitglied des Bundesrats, besonders als Frau, war ich immer wieder negativer Kritik ausgesetzt. Damit lernt man zum Glück ein Stück weit umzugehen.» Der verantwortungsvolle Umgang mit digitalen Medien und das Vorleben von Respekt und Anstand seien eine Aufgabe unserer Gesellschaft. Sie finde es super, dass der Aargau mit einem Handyverbot an Schulen vorangehe,



Bild © www.parlament.ch

Esther Straub, Kirchenratspräsidentin der Reformierten Kirche Kanton Zürich, sprach am 13. November 2025 mit Hans Strub, Res Peter, Pfarrer in Baden (li), und Claudio Tomasini, Seelsorger und Gemeindeleiter in Baden und Ennetbaden, bilden gemeinsam mit Hans Strub das Projektteam von Disput(n)ation.



# Hand in Hand

«Bei uns ist der Staat darauf angewiesen, mit den Religionsgemeinschaften zusammenzuarbeiten»

Esther Straub war Zürcher Kantonsrätin und ist heute Kirchenratspräsidentin der Reformierten Kirche Kanton Zürich. Sie kennt Kirche und Staat und ist von ihrer Partnerschaft überzeugt.

Der Moderator Hans Strub eröffnete das Gespräch mit Esther Straub mit einem kirchenpolitischen Thema, das sowohl die reformierte wie die katholische Zürcher Landeskirche seit einiger Zeit beschäftigt. Es geht dabei um Unterstützungsbeiträge an nicht anerkannte Religionsgemeinschaften. Der Kanton hat basierend auf den neuen Leitsätzen aus dem Jahr 2017 die anerkannten Landeskirchen darum gebeten, diese zu unterstützen, weil er dazu nicht die rechtlichen Grundlagen hat. Nach anfänglicher Zurückhaltung hat die Katholische Kirche im Kanton Zürich dies am 6. November an ihrer Synode beschlossen. Am 18. November wird die Synode der Reformierten Kirche Kanton Zürich darüber befinden. Der Kanton Zürich zahlt den anerkannten Religionsgemeinschaften Staatsbeiträge in der Höhe von 50 Millionen jährlich für Leistun-

gen, die von gesamtgesellschaftlicher Bedeutung sind. Dazu gehören etwa die Spitalseelsorge oder die Gefängnisseelsorge, die auch von Seelsorgenden nicht anerkannter Religionsgemeinschaften geleistet werden, aber dafür eben keine staatlichen Mittel erhalten können. Die Staatsbeiträge stammen nicht aus Kirchensteuern und dürfen nicht für kultische Zwecke verwendet werden. Esther Straub begrüßte das Vorhaben, weil die Unterstützung des Kantons dazu diene, mit den nicht anerkannten Religionsgemeinschaften im Dialog zu sein und ihre Mitarbeit in interreligiösen Projekten, wie eben der Spitalseelsorge, der Gefängnisseelsorge oder der Jugendarbeit, zu unterstützen und zu professionalisieren.

## Sinn und Zugehörigkeit vermitteln

Hans Strub erinnerte an den Jahrestag von Bataclan, als islamistische Terroristen im gleichnamigen Club, im Stade de France und an weiteren Orten in Paris 130 Menschen töteten und Hunderte verletzten. Die Frage nach den Gründen der Jihadisten beschäftigt auch zehn Jahre nach dem Terroranschlag. Mit Blick auf ein Interview mit Arthur Dénouveaux, einem Überlebenden von Bataclan, wirft der Moderator die Frage auf, wer heute noch in der Lage sei, den Menschen Sinn und Zugehörigkeit zu vermitteln. Arthur Dénouveaux formulierte die These, dass bei der Trennung von Kirche und Staat 1905 der Staat stark gewesen sei. Er habe seinen Bürgerinnen und Bürgern milieu-unabhängig Sinn vermitteln können. Heute aber verwalte der Staat lediglich Budgets.

**Persönlich**

Esther Straub ist in Münsterlingen am Bodensee aufgewachsen. Mit dreizehn Jahren beschloss sie, Pfarrerin zu werden. Sie hat Theologie in Zürich und Paris studiert und am Lehrstuhl für Neues Testament in Zürich doktortiert. Seit 2003 ist sie Pfarrerin in Schwamendingen. Sie war Vizedekanin der Stadt Zürich von 2008 bis 2015, SP-Kantonsrätin und Kirchenrätin der Zürcher Landeskirche von 2015 bis 2023. Seit 2023 ist sie Kirchenratspräsidentin. Esther Straub ist verheiratet und hat drei Kinder.

**Religiöse Radikalisierung**

Esther Straub äusserte die Vermutung, dass die radikale Trennung von Kirche und Staat in Frankreich mit ein Grund sein könnte für die religiöse Radikalisierung. «Bei uns ist der Staat darauf angewiesen, mit den Religionsgemeinschaften zusammenzuarbeiten», sagte die Kirchenrätin. Die Partnerschaft zwischen Kirchen und Staat wirke der Radikalisierung entgegen. Hans Strub gab jedoch zu bedenken, dass es bei zu grosser Nähe eine Vereinnahmung der Religionsgemeinschaften durch den Staat geben könnte. Darum habe es auch Opposition bei den Unterstützungszahlungen an die nicht anerkannten Religionsgemeinschaften gegeben.

**Die Kernaufgabe der Kirchen**

Der Moderator ging einen Schritt weiter und zitierte den Philosophen Jürgen Habermas, der kritisiert, dass die Kirchen den Auftrag Transzendenz zu vermitteln aufgegeben hätten.

Esther Straub formulierte den Wunsch, dass die Kirche sich auf ihre Kernaufgaben konzentriere. Schliesslich sei sie keine NGO (Nichtregierungsorganisation, Anm. d. Red.), sondern eine Religionsgemeinschaft, die aus einem transzendenten Kern heraus agiere und im Evangelium verankert sei. Auch in der interreligiösen Betätigung seien die eigenen religiösen Wurzeln, das eigene Bekenntnis nicht nur für die Seelsorgenden, sondern auch für die betreuten Menschen wichtig.

**Theologische Begriffe vermitteln**

Dazu gehöre aber auch, dass Begriffe wie Sünde, ewiges Leben, Auferstehung besprechbar blieben, gab Hans Strub zu bedenken. Esther Straub wies darauf hin, dass es dabei Vermittlungsarbeit brauche. Solche theologischen Begriffe könnten nicht mehr vorausgesetzt werden oder seien inhaltlich belastet und verstellten den Zugang zu den hinter den Begriffen liegenden Konzepten. Die Theologin schlug vor, den Begriff Sünde mit Verirrung zu ersetzen. Dessen Bedeutung sei fassbarer und komme näher an das eigentliche biblische Konzept.

**Kirchliche Expertise**

Esther Straub politisierte als Pfarrerin zuerst im Zürcher Gemeinderat und schliesslich im Kantonsrat. «Was hat die Kirche in der Politik zu suchen?», fragte Hans Strub seine ehemalige Pfarrkollegin provokativ. Esther Straub konterte, sie habe als Politikerin nie theologisch argumentiert. Verschiedene Berufs- und Interessengruppen seien im Parlament vertreten. «Es wäre eigenartig, wenn sich ausgerechnet kirchlich engagierte Menschen von der Politik fernhalten müssten», sagte die Kirchenrätin. Diese sollten sich mit ihrer Expertise in die Politik einmischen, dazu ge-

höre etwa das Engagement der Vertreterinnen kirchlicher Hilfswerke. Die Unterstützung für die Konzernverantwortungsinitiative, die oft als Beispiel der Verstrickung von Kirche und Politik angeführt werde, sei eine Unterstützung im Wirkungsfeld der kirchlichen Hilfswerke. Die Kirche schliesse ausserdem niemanden aus, der nicht für die Konzernverantwortungsinitiative gestimmt habe, sagte die Kirchenrätin.

**Den Frieden feiern**

Esther Straub erzählte, dass dieser Tage sie vor allem die Frage beschäftige, wie sich die Kirchen für den Frieden engagieren können, um so den vielen Konflikten weltweit etwas entgegenzusetzen haben. Die Evangelische Kirche in Deutschland habe am 10. November eine Position zur Friedensethik vorgelegt. Im Kanton Zürich gebe es eine Petition aus der Zivilgesellschaft an die Kirche, das Jubiläum des Kappeler Landfriedens 2029 zu feiern. Die Kirchenrätin meinte, sie begrüsse es, wenn in diesen kriegerischen Zeiten der Frieden gefeiert wird statt weitere Kriegsdenkmäler aufzustellen.

Eva Meienberg



Der Kirchenratspräsident der Reformierten Kirche im Aargau, Christoph Weber-Berg, war am 27. November 2025 zu Gast am DispuTALK im reformierten Kirchgemeindehaus Baden.



# Streiten, aber auf gemeinsamem Fundament

«Wenn wir als Kirche Einfluss haben wollen, dann können wir das»

Der reformierte Aargauer Kirchenratspräsident sprach mit Hans Strub über Geld, Politik und die Kirche als Zukunftsmodell.

Christoph Weber-Berg steht vor seinem letzten Jahr als Kirchenratspräsident der reformierten Kirche im Aargau. Seit 2012 im Amt, hat er die Kirche im Aargau in den vergangenen Jahren mitgestaltet und die Entwicklung der Kirche insgesamt intensiv verfolgt. Deshalb überrascht ihn die Zahl nicht, die Hans Strub ihm vorlegt: Nur noch 25 Prozent der Kinder würden getauft, erklärt der Gesprächsleiter, und schliesst die Frage an: «Ist die Landeskirche ein Auslaufmodell?»

## «Wenn wir Einfluss haben wollen, können wir das»

Weil alle Indikatoren nach unten zeigten, sei die Volkskirche im Sinne einer Kirche der breiten Bevölkerung wahrscheinlich tatsächlich

ein Auslaufmodell, antwortete Christoph Weber-Berg. «Aber wenn wir jetzt jammern, weil wir weniger werden, sind wir nicht attraktiv für unser Umfeld. Ich bin überzeugt, unsere Kirche ist kein Auslaufmodell, sie ist ein Zukunftsmodell.»

Der Kirchenratspräsident führte aus, dass 130'000 Menschen im Aargau Mitglied einer Landeskirche seien. «Auch wenn diese Zahl auf ein Viertel schrumpft, sind wir – bei allen finanziellen und organisatorischen Schwierigkeiten, die das mit sich bringt – für eine Organisation noch immer gross. Wenn wir Einfluss haben wollen, dann können wir das. 26'000 Menschen, die wissen, warum sie in der Kirche dabei sind, haben eine grosse Ausstrahlung.» Die Kirche müsse als Gemein-

schaft einladend, interessant und attraktiv sein.

## Den Inhalt nicht neu erfinden

Reform bedeute, für etwas eine neue Form zu finden, erklärte der Kirchenratspräsident. Für die Kirche bedeute das, für vieles eine neue Form zu finden, von der Immobiliennutzung bis zur Art, wie wir Gottesdienste feiern. «Aber den Inhalt, das, wofür wir stehen, müssen wir nicht verändern», betonte Christoph Weber-Berg.

## Hierarchie gebrochen

Die Organisationsform der Kirche, die mit den kantonalen Körperschaften, den Landeskirchen, in die demokratischen Strukturen

**Persönlich**

**Christoph Weber ist in Teufenthal und in Unterkulm aufgewachsen. Er studierte reformierte Theologie und wirkte als Pfarrer in verschiedenen Kirchgemeinden. Von 2001 bis 2008 leitete er die Fachstelle «Kirche & Wirtschaft» der Reformierten Kirche im Kanton Zürich und absolvierte eine Ausbildung zum Master of Business Administration in Nonprofit Management an der Universität Freiburg. Von 2009 bis 2012 war er Leiter des «Center for Corporate Social Responsibility» an der Hochschule für Wirtschaft Zürich. Seit 2012 ist er Kirchenratspräsident der Reformierten Landeskirche Aargau. Ende 2026 gibt er sein Amt ab.**

eingebunden ist, habe die Macht der Kirchen gebändigt, was gut sei, erklärte Christoph Weber-Berg weiter: «Früher waren die Kirchen Brandbeschleuniger von Konflikten, sie schürten Hass und Streit. Daraus hat man nach dem Sonderbundskrieg gelernt und hat die Macht der Kirchen domestiziert, indem man sie zu öffentlich-rechtlichen Organisationen machte. Die Macht der Hierarchie wurde so gebrochen und die Kirche eingegliedert ins demokratische, bürgerliche Umfeld.»

**«Ich bewegte Millionen»**

Weber-Berg dissertierte an der Universität Zürich mit einer Arbeit zur Kulturbedeutung des Geldes. Hans Strub lotete mit seinem Gesprächspartner deshalb auch das Thema Kirche und Wirtschaft aus. Neben seinem Theologiestudium an der Uni Zürich hatte Weber-Berg am Paradeplatz bei der damaligen Schweizerischen Kreditanstalt einen Job, bei dem er Firmenkredite verwaltete. «Unter meiner Mitwirkung wurden Millionen von Franken bewegt – das hat mein Denken in Gang gesetzt», erinnert er sich. «Während wir an der Uni darüber diskutierten, wie böse der Kapitalismus sei, arbeitete ich einige hundert Meter weiter, ennet der Limmat, in exakt diesem Bereich.» Diese Erfahrung verschaffte ihm eine differenzierte Sicht auf den Kapitalismus: «Ich glaube Wirtschaft ist eine Herausforderung für religiöse Menschen. Das ist keine Frage von Planwirtschaft oder Kapitalismus oder einer anderen Form. Das Verhältnis der Menschen zu Besitz und Geld ist der Knackpunkt. Die Frage ist nicht, was macht der Mensch mit dem Geld, sondern: Was macht das Geld mit dem Menschen?»

**Gedanklich über die Limmat gehen**

Die Fähigkeit, zu einem Thema eine andere Sicht einzunehmen, ist Christoph Weber-Berg geblieben: «Seit dem Studium gehe ich immer wieder mal gedanklich über die Limmat und wechsele die Perspektive.»

Ist schon das Verhältnis von Kirche und Wirtschaft knifflig, so birgt das Verhältnis von Kirche und Politik noch mehr Zündstoff. Christoph Weber-Berg erinnerte an das Engagement der Kirchen für die Konzernverantwortungsinitiative und sagte: «Als Kirchenratspräsident finde ich, dass die Kirchen keine Transparente an Kirchtürme hängen sollte, sondern einen Saal mit Menschen füllen, die das Thema unterschiedlich sehen und zusammen diskutieren.» Der politische Gegner in der Schweiz solle kein Feind sein, sondern jemand, mit dem man streite, über den man sich aufrege, aber mit dem man trotzdem im Gespräch bleibe und nach Lösungen suche.

**«We agree to disagree»**

Genau hier habe die Kirche eine wichtige Vorbildfunktion: «Reformiert sein heisst, es gibt kein Lehramt, sondern man diskutiert über die Glaubenswahrheit miteinander. Wir diskutieren auf dem gleichen Fundament, auch wenn wir verschiedener Meinung sind.»

Dass der Frieden, auch in Europa, heute wieder so bedroht sei, beschäftige ihn, sagte Christoph Weber-Berg. Jedoch bedeute auch Frieden nicht, dass alles in Harmonie verlaufe. «Frieden kann auch ein fair ausgetragener Streit auf gemeinsamer Basis sein. Die Badener Disputation kann man als Versuch sehen, sich zu einigen – was nicht gelang. Aber man könnte sagen, sie sagten damals: «we agree to disagree.»»

**Marie-Christine Andres**

Urs Meier war am 9. Dezember 2025 zu Gast am DispuTALK im reformierten Kirchgemeindehaus in Baden.



# Anteil nehmen am Weltgeschehen

«Es ist schwierig, eine Entwicklung zu beurteilen,  
wenn man selbst mittendrin steckt»

Der Theologe und Publizist Urs Meier war viele Jahre im Bereich der kirchlichen Medien tätig. Am DispuTALK sprach er über Handys, Medienkonsum und die Rolle kirchlicher Medien.

Hans Strub und Urs Meier kennen sich schon seit vielen Jahren. Zum Zeitpunkt ihrer ersten Begegnung war Urs Meier als Pfarrer in St. Gallen tätig. Nach acht Jahren im Pfarramt wechselte er als Fernsehbeauftragter in die kirchliche Medienarbeit. «Seither war er für mich derjenige, der die reformierten Medien repräsentiert hat», sagt Hans Strub.

## Repräsentant der reformierten Medien

Tatsächlich kommt Urs Meier eine bedeutende Rolle im Zusammenhang mit der Entwicklung der reformierten Medien der Deutschschweiz zu. Nachdem er einige Jahre als Fernsehbeauftragter gearbeitet hatte, baute er den Verein

«Reformierte Medien» auf, ein Zentrum der Deutschschweizer reformierten Kirchen für Medienproduktion, -beratung und -schulung. Urs Meier leitete die «Reformierten Medien» bis ins Jahr 2011 und blieb der kirchlichen Medienarbeit auch danach noch treu. So ist er seit seiner Pensionierung unter anderem als Autor und Redaktionsmitglied bei der Online-Zeitung «Journal21» tätig.

## Die Ambivalenz von Handy und Internet

Zum Einstieg in den vierten «DispuTALK» brachte Hans Strub die Rede auf ein Gerät, das eng mit dem Thema der Medien zusammenhängt und mittlerweile für die meisten von

uns zum ständigen Begleiter im Alltag geworden ist: das Handy. Es vereinfacht das Leben in vielerlei Hinsicht, hat aber auch Schattenseiten. Gerade für junge Menschen bergen das Handy und der damit verbundene Zugang zur digitalen Welt erhebliche Risiken. Auf die Frage, ob seiner Meinung nach die negativen Aspekte von Handys und Internet überwiegen würden, meint Urs Meier dennoch: «Ich wäre vorsichtig damit, solche Neuerungen zu verteufeln. Es ist schwierig, eine Entwicklung zu beurteilen, in der man selbst gerade mittendrin steckt. Es braucht immer eine gewisse Beobachtungsdistanz, damit man solche grossen Entwicklungen beurteilen kann. Diese

### Persönlich

Urs Meier studierte reformierte Theologie an der Universität Zürich mit Streifzügen in Germanistik, Philosophie und Kunstgeschichte. Er wirkte acht Jahre in St. Gallen als Pfarrer und wechselte danach in die kirchliche Medienarbeit als Fernsehbeauftragter. Von 1983 bis 2009 war Meier nebenamtliches Redaktionsmitglied von «Reformatio – Zeitschrift für Kultur, Politik, Religion», von 1996 bis 2011 Geschäftsführer der Reformierten Medien. Aufbau dieser Organisation zum Beratungs- und Produktionsunternehmen der Deutschschweizer reformierten Kirchen mit drei Dutzend Mitarbeitenden. Seit 2012 ist Urs Meier Berater und als Publizist tätig, insbesondere als Autor und Redaktionsmitglied der Online-Zeitung Journal21.ch.

Distanz haben wir im Moment noch nicht». Eine Folge der verstärkten Verbreitung neuer Medien sei aber tatsächlich schon heute ersichtlich, meint Urs Meier: «Die Art medialer Arbeit, bei der Inhalte wirklich ordentlich redaktionell aufgearbeitet und vermittelt werden, ist im Rückgang».

### Viele konsumieren keine klassische Medien

Und noch etwas beschäftigt Urs Meier: Viele Menschen würden Medien entweder gar nicht mehr oder nur zur Unterhaltung konsumieren. Die Zahl jener, die wirklich offen dafür sei, Informationen aufzunehmen und sich mit ihnen auseinanderzusetzen, hätte abgenommen. Dies wiederum könne sich auf die öffentliche Meinungsbildung und unser Verständnis von Demokratie auswirken. Urs Meier findet es schade, dass immer mehr Menschen bewusst keine (klassischen) Medien mehr konsumieren und sich somit nicht mehr damit auseinandersetzen, was um sie herum in der Welt geschieht. Er würde sich wünschen, dass die Menschen nicht nur ihr eigenes Leben aktiv gestalten, sondern auch an ihrer Umwelt teilhaben würden.

### Die Bedeutung kirchlicher Medien ist schwer greifbar

Auf die Frage von Hans Strub, welche Wirkung die kirchlichen Medien hätten, meint Urs Meier, dass dies gar nicht so leicht herauszufinden sei. Zwar gibt es Statistiken dazu, wie viele Menschen in der Schweiz kirchliche Medien konsumieren. Doch die konkrete gesellschaftliche Bedeutung dieser Medien ist sehr viel schwerer fassbar. Sie wird beispiels-

weise durch persönliche Rückmeldungen von Leserinnen, Zuhörern und Fernsehzuschauerinnen sichtbar. So erzählt Urs Meier, es komme vor, dass man – teilweise lange nach dem Erscheinen eines Medienbeitrags – mitbekomme, wie dieser eine Person geprägt und deren Leben beeinflusst hat. Die Wirkung der kirchlichen Medien systematisch zu erfassen, ist also schwierig. Und doch ist unzweifelhaft, dass kirchliche Zeitungen, Radio- und Fernsehsendungen bei ihrem Publikum etwas in Bewegung setzen. Die Zukunft der kirchlichen Medien ist dennoch ungewiss. Urs Meier veranschaulicht dies am Beispiel der Schweizerischen Radio- und Fernsehgesellschaft SRG: «Die SRG macht einen Service public; das heisst, sie muss bestimmte Dienste für die Allgemeinheit erbringen. Bisher herrscht noch der Konsens, dass die Kirchen in diesem Dienst einen Platz haben sollten. Wir wissen jedoch nicht, ob das für immer so bleiben wird, sollten sich die Kirchen noch stärker zu einem Randphänomen in der Gesellschaft entwickeln.»

### Fürbitte

Zum Schluss des Gesprächs bittet Hans Strub seinen Gast, eines der vier Leitworte der Gesprächsreihe «DispuTALK» – Frieden, Hoffnung, Zukunft und Liebe – zu wählen. Urs Meier entscheidet sich für den Begriff der Liebe. Für ihn zeigt sich diese insbesondere im liturgischen Element der Fürbitte, steht man mit einer Fürbitte doch symbolisch für andere ein und zeigt, dass man an ihrem Schicksal teilnimmt. So, wie Urs Meier hofft, dass wieder mehr Menschen Medien konsumieren und auf diese Weise an ihrer Umwelt teilhaben.

Johanna Moser

Rita Famos war am 16. Januar 2026 zu Gast am DispuTALK in der Sebastianskapelle in Baden.



# Konfrontiert mit allen Facetten des Lebens

«Mich tragen meine persönlichen Ressourcen und meine Spiritualität»

Im Zentrum des Disputalks mit Rita Famos, Pfarrerin und Präsidentin der Evangelisch-reformierten Kirche Schweiz, stand die Brandkatastrophe, die sich in der Neujahrsnacht in einer Bar in der Walliser Gemeinde Crans-Montana ereignet hatte.

In der Ankündigung zum Disputalk mit Rita Famos war zu lesen, dass es im Gespräch um ganz konkrete Fragen zur gegenwärtigen Lage der Welt und der Schweiz gehen soll. In den vergangenen Monaten und Jahren hat sich vor allem die globale politische Situation zugespitzt. Zahlreiche Kriege und andere Krisen machen es einem schwer, hoffnungsvoll in die Zukunft zu blicken.

## Zahlreiche Krisenherde

Zu den in der letzten Zeit in den Medien besonders präsenten Themen gehören der Nahost-Konflikt, der russische Angriffskrieg ge-

gen die Ukraine sowie die aufgeheizte politische Stimmung in den USA. Doch auch in zahlreichen anderen Ländern ist die politische und humanitäre Lage prekär, darunter in Afghanistan, in Syrien, in Somalia oder im Sudan. Die Zahl weltweiter Konflikte hat in den vergangenen Jahren zugenommen, und auch die Klimakrise schreitet weiter fort. Und doch war es ein anderes Thema, das Rita Famos und Moderator Hans Strub beschäftigte: die Brandkatastrophe in der Bar «Le Constellation» in Crans-Montana.

## Trauertag unter Mitwirkung von Famos

In der Nacht vom 31. Dezember auf den 1. Januar geriet in der Bar die Decke in Brand. Es kam zu einem sogenannten «Flashover», durch den sich der zunächst lokale Brand in- nert kürzester Zeit zu einem Vollbrand entwickelte. Bei dem Unglück kamen 40 Menschen ums Leben, mehr als 100 weitere wurden verletzt, viele davon schwer. Besonders bedrückend ist, dass unter den Opfern viele junge Leute sind, die unbeschwert ins neue Jahr feiern wollten. Die Tragödie löste sowohl in der Schweiz als auch im Ausland tiefe Betroffenheit aus. Am 9. Januar fand in

**Persönlich**

Die Theologin Rita Famos ist die erste Frau, die das Amt der Präsidentin der Evangelisch-reformierten Kirche Schweiz innehat. Daneben ist Rita Famos seit 2024 auch geschäftsführende Präsidentin des Rates der Gemeinschaft Evangelischer Kirchen in Europa (GEKE). Zudem hat sie den Vorsitz des Schweizerischen Rats der Religionen inne.

Martigny eine offizielle Gedenkfeier statt. Gemeinsam mit den Schweizer Kirchen lud Bundespräsident Guy Parmelin die Bevölkerung um 14 Uhr zu einer Schweigeminute im Gedenken an die Opfer von Crans-Montana ein. Zeitgleich wurden in der ganzen Schweiz die Kirchenglocken geläutet.

**Politische Zusammenarbeit**

Als höchste Repräsentantin der schweizerischen evangelisch-reformierten Kirche kam Rita Famos nach der Brandkatastrophe in Crans-Montana eine ebenso verantwortungsvolle wie herausfordernde Aufgabe zu. Dabei stand sie von Beginn an in engem Austausch mit Bundespräsident Guy Parmelin sowie mit ihren römisch- und christkatholischen Amtskollegen. So organisierten sie beispielsweise gemeinsam das landesweite Läuten der Kirchenglocken am nationalen Trauertag. Rita Famos wurde zudem darum gebeten, ein Gebet für die Gedenkfeier in Martigny zu verfassen. Dies war insofern eine Herausforderung, als dass das Gebet in sehr kurzer Zeit erarbeitet werden musste und so gestaltet sein sollte, dass alle an der Trauerfeier anwesenden Gäste sich davon angesprochen fühlen. Der Kanton Wallis hatte zuvor bestimmt, dass es keine religiöse, sondern eine säkulare Feier sein sollte. Bundespräsident Guy Parmelin hingegen war der Ansicht, eine solche Trauerfeier solle durchaus auch geistliche Elemente beinhalten. So einigte man sich schliesslich darauf, das von Rita Famos und ihrem Team geschriebene Gebet in die Feier zu integrieren, es aber nicht von einer geistlichen Person, sondern von einer Schauspielerin vortragen zu lassen – «ein typisch schweizerischer Kompromiss», wie Rita Famos sagt.

**Ressourcen und Spiritualität**

Solch verheerende Tragödien wie die Katastrophe in Crans-Montana ereignen sich in der Schweiz zum Glück nur selten. Und dennoch ist es nicht die erste Krise in Rita Famos' Zeit als Präsidentin der evangelisch-reformierten Kirche. Rita Famos trat das Amt im Jahr 2021 an. In dieser Zeit war es die Covid-19-Pandemie, die eine grosse Herausforderung für die



Bild © zvg

gesamte Schweizer Bevölkerung darstellte und die auch Rita Famos stark beschäftigte. Es gebe immer wieder Situationen, in denen sie gefordert sei, sagt Rita Famos. Auf Hans Strubs Frage, wie sie persönlich mit solchen fordernden und oft bedrückenden Situationen umgehe, meint Rita Famos: «Ich war lange Jahre Gemeindepfarrerin. In dieser Zeit bin ich mit der ganzen Fülle des Lebens in Kontakt gekommen und habe viele Erfahrungen gesammelt. Mich tragen meine persönlichen Ressourcen und meine Spiritualität. Es ist aber auch wichtig, sich Hilfe zu holen, wenn es einem zu viel wird, und mit anderen darüber zu sprechen. Und man darf auch sagen, dass man selbst keine Worte für eine Situation findet. Oder dass es einen auch betroffen macht.»

Johanna Moser

Christoph Sigrist und Hans Strub diskutieren am DispuTALK am 4. Februar 2026 im reformierten Kirchgemeindehaus Baden.



# Spielerisch das Streiten üben

«Es ist eine Todsünde, dass wir in der Kirche keine Streitkultur mehr haben»

Der ehemalige Grossmünsterpfarrer hatte sein erstes Pfarramt in Stein (SG). Dort bei den Toggenburger Bauern habe er viel gelernt: Dass der Pfarrer auch Politiker ist, dass Resonanz Reibung braucht und dass nicht alles mit dem Kopf entschieden werden kann.

Als «die Stimme der Kirche in der Öffentlichkeit» stellte Hans Strub seinen Gast in der Gesprächsreihe DispuTALK vor. Christoph Sigrist hatte sich diesen Titel als Pfarrer im Grossmünster in Zürich in seinen 21 Amtsjahren mit pointierten Kommentaren zum Geschehen verdient. «Ohne Kommunikation in der Öffentlichkeit können wir keine Kirche und keine Theologie betreiben», sagte Christoph Sigrist. Das habe er bei den Bauern im Toggenburg gelernt. In der Wärme der Kirche seien die Bauern während des Gottesdienstes bald eingeschlafen. Um sie zu erreichen, habe er sich mit ihnen im Stall beim Melken oder

Misten unterhalten müssen. «Jesus suchte die Öffentlichkeit in den Dörfern, meines Wissens predigte er nicht in einer reformierten Kirche.»

## **Pfarrer und Politiker**

Immer wieder sprang Christoph Sigrist für seine Antworten in der Zeit zurück ins St. Gallische Stein, wo er sein erstes Pfarramt innehatte. Dort auf dem Land unter den Bauern habe er beim monatlichen Mittagessen mit dem Gemeindepräsidenten auch gelernt, dass die Kirche eine Vorreiterrolle übernehmen und sich um die Opfer der Gesellschaft küm-

mern müsse. Darum sei er auch Politiker, erklärte der ehemalige Grossmünsterpfarrer.

## **Das Kleinste ins Auge fassen**

Er engagiere sich etwa als Präsident der Gesellschaft Minderheiten in der Schweiz. «Wir sind eine Willensnation, und alle haben Angst zu einer Minderheit zu werden», sagte Christoph Sigrist. Von einem Quantenphysiker habe er gelernt, das Kleinste ins Auge zu fassen, um das grosse Ganze zu verstehen. Jesus habe das mit seinem Gleichnis über das Senfkorn ebenfalls propagiert.

**Persönlich**

Christoph Sigrist hat in Zürich, Tübingen und Berlin evangelische Theologie studiert. Sein erstes Pfarramt hatte er in Stein SG inne, wo er von 1989 bis 1995 tätig war. Nach seiner Promotion 1995 war er bis 2002 Pfarrer an der Stadtkirche St. Laurenzen in St. Gallen. Danach arbeitete er bei der Zürcher Landeskirche und ab 2003 war er Pfarrer am Grossmünster in Zürich. Seit 2009 lehrt Christoph Sigrist an der theologischen Fakultät der Universität Bern. Er ist verheiratet und hat zwei Söhne.

**Miteinander sprechen**

Um Ängsten vorzubeugen, müsse wieder mehr miteinander gesprochen werden. Wie damals vor 500 Jahren bei den Disputationen in Baden. Damit hätten die Menschen verhindert, dass die Eidgenossenschaft auseinanderfiele. Zwingli habe das «Schnure» bei den Bauern in

der Alpengenossenschaft gelernt. Kamen die Bauern zusammen, legten sie für einmal alle Themen auf den Tisch und sprachen über Gott und die Welt ohne Tabus. «Es ist eine Todsünde, dass wir in der Kirche keine Streitkultur mehr haben», betonte Christoph Sigrist energisch. Vor 500 Jahren hätten die Menschen während acht Tagen über die Frage disputiert, ob Christus im Abendmahl präsent sei. Heute ergebe diese Frage nicht einmal mehr Gesprächsstoff für eine Stunde.

**Singende Bauern**

Christoph Sigrist sprach über Resonanz und Spielräume: «Resonanz braucht Reibung». Auch das habe er im Toggenburg vom Kirchenmusiker und Komponisten Peter Roth gelernt. Damit Resonanz entstehe brauche es Widerstand. Christoph Sigrist machte Mut, dies in Spielräumen zu üben. Er selbst habe das beim Singen lernen müssen. Er sei viel zu verkopft gewesen, habe erst sein Machogehabe ablegen müssen. Drei Jahre Gesangsunterricht hätten ihm geholfen, nicht mehr so verkrampt zu sein. Die Luftsäule beim Singen sei die Verbindung zwischen den Menschen und

Gott, und die Schöpfung sei ein Klang. Christoph Sigrist sprach in Bildern und erklärte sie mit Hilfe von Erinnerungen. Von Toggenburg reiste das Publikum mit dem Redner mental nach Nepal an eine Ahneneremonie mit Trommel und Gesang und landete dann wieder bei den singenden Bauern in Stein.

**Einen Segen auf den Weg**

Der Disputalk endete mit einem letzten Bild: Gott als schwingende Stimmgabel, von der sich die Menschen wiederum in Schwingung versetzen lassen. Diese Schwingung sei in den Kirchenräumen spürbar. Darum seien die Menschen nach der Brandkatastrophe in Crans-Montana in die Kirchen gekommen. Darum, und weil sie Sehnsucht gehabt hätten nach einem Wort in der Totenstille des Unglücks. Auf Wunsch einer Teilnehmerin sang Pfarrer Christoph Sigrist für das Publikum einen Stadtsegens. Diesen urbanen Segen «Bhüeti Gott» sang er als Grossmünsterpfarrer jeweils in der Karwoche vom Grossmünsterturm.

Eva Meienberg



Als Grossmünster-Pfarrer hat Christoph Sigrist während des Corona-Lockdowns im März 2020 einen Stadtsegens geschrieben und ihn vom Turm des Grossmünsters gerufen. Bild © Urs Bosshard

Markus Notter war am 13. Februar 2026 zu Gast am DispuTALK im reformierten Kirchgemeindehaus in Baden.



# Europa befindet sich im Wandel

«Wenn das Prinzip der Neutralität hinderlich wird, ist es wohl nicht sinnvoll, es weiterhin zu verfolgen»

Markus Notter, ehemaliger Regierungsrat des Kantons Zürich und Präsident des Europa Instituts an der Universität Zürich, sprach über die heutige und zukünftige Lage Europas und die Lage der Schweiz in der Welt.

Markus Notter hat sich in seinem Leben viel mit Politik auseinandergesetzt. Er studierte Rechtswissenschaft an der Universität Zürich und wurde noch während seines Promotionsstudiums Teil des Zürcher Kantonsrats. Bis ins Jahr 2011 hatte Markus Notter verschiedene politische Ämter inne. Während seiner Zeit als Kantonsrat war er auch sechs Jahre lang vollamtlicher Stadtpräsident von Dietikon. 1996 wurde Markus Notter in den Zürcher Regierungsrat gewählt. In dieser Funktion stand er fünfzehn Jahre lang der Direktion der Justiz und des Innern vor. Somit hatte Notter auch

die Verantwortung für die Beziehung zwischen dem Kanton Zürich und den Kirchen, denn der Direktion der Justiz und des Innern untersteht auch die Fachstelle Religion.

#### **Weiterhin engagiert**

Während seiner Zeit als Regierungsrat hat Markus Notter nicht nur massgeblich zur Entwicklung des Rechts und der Rechtskultur im Kanton Zürich beigetragen, sondern auch bei der Etablierung der heutigen Kirchengesetzgebungen mitgewirkt. 2011 trat er als Regierungsrat zurück, doch das politische Gesche-

hen in der Schweiz und weltweit beschäftigt ihn in seiner heutigen Funktion als Präsident des Europa Instituts an der Universität Zürich weiterhin.

#### **«Müssen wir Angst haben?»**

Die geopolitische Lage hat sich in den vergangenen Jahren drastisch verändert. Der russische Angriffskrieg auf die Ukraine, der durch den Angriff der Hamas auf Israel im Oktober 2023 eskalierte Nahost-Konflikt, die erneute Wahl von Donald Trump zum Präsidenten der USA und andere geopolitische Entwicklungen

**Persönlich**

Der SP-Politiker Markus Notter gehörte von 1987 bis 1996 dem Zürcher Kantonsrat an, von 1990 bis 1996 war er Stadtpräsident von Dietikon. 1996 wurde er in den Zürcher Regierungsrat gewählt. Er stand der Direktion der Justiz und des Inneren vor. 2011 gab er sein Amt ab. Markus Notter ist Präsident des Europa Instituts an der Universität Zürich, zudem ist er Präsident der Stiftung «Zukunft für Schweizer Fahrende». 2012 erhielt Notter die Ehrendoktorwürde der Universität Zürich.

haben dazu geführt, dass die Welt deutlich instabiler ist als noch vor einigen Jahren. Wir leben, geopolitisch, in einer Zeit grosser Unsicherheit und dies ist auch in Europa und der Schweiz spürbar. Dementsprechend ist Hans Strubs erste Frage an Markus Notter: «Ist Europa gefährdet? Sind wir von Russland bedroht und von den USA im Stich gelassen worden? Müssen wir Angst haben?»

**Europa muss selbständiger werden**

Tatsächlich ist die Sorge der Menschen in der Schweiz und in ganz Europa in Anbetracht der aktuellen geopolitischen Lage nach Markus Notters Einschätzung gerechtfertigt. So habe die US-Regierung bereits unter Barack Obama angedeutet, dass es aus Sicht der USA an der Zeit sei, dass Europa wieder selbständiger werde. Diese Erwartung seitens der USA hat sich unter dem aktuellen US-Präsidenten Donald Trump wohl noch einmal deutlich verstärkt. Zugleich betont er aber auch, dass Europa ja nicht völlig machtlos sei und auch über eigene Ressourcen verfüge.

**Ein komplexes Gefüge mit Potenzial**

Markus Notter sieht die aktuelle Herausforderung Europas darin, sich neu zu organisieren. «Europa ist ein komplexes Gefüge. So funktioniert beispielsweise die Europäische Union basierend auf einem langwierigen Entscheidungssystem und kann nicht zentral gelenkt werden.» Zurzeit befinde sich Europa jedoch im Umbruch, in einer grossen Veränderungsphase. Markus Notter glaubt, dass Europa durchaus das Potenzial hat, sich zu einer starken Kraft in der Welt zu entwickeln. Wie genau das Europa der Zukunft aussehen werde, sei im Moment allerdings noch schwer abzusehen. Und nicht nur Europa als Ganzes, sondern auch die Schweiz befinde sich im Wandel.

**Fertig mit Durchwursten?**

Auf Hans Strubs Frage, ob es mit der Sonderposition der Schweiz endgültig vorbei sei,

antwortet Markus Notter: «Ich würde sagen, tendenziell ja. Und gleichzeitig hat sich die Schweiz bisher immer irgendwie durchgewurstelt. Gewissermassen verfolgt die Schweiz nach wie vor die Strategie, sich stets im letzten Moment irgendwie anzupassen.» Er glaube allerdings nicht, dass die Schweiz länger so tun könne, als würde sie die Weltpolitik nichts angehen. Vermutlich werde sie sich in Zukunft auch stärker ins westliche Europa integrieren müssen, beispielsweise mit Hinblick auf die russischen Aggressionen. Denn allein verteidigen könne sich die Schweiz nicht. Was die Neutralität der Schweiz betrifft, sagt Markus Notter: «Wenn das Prinzip der Neutralität hinderlich wird, ist es wohl nicht sinnvoll, es weiterhin zu verfolgen.»

**Frieden ist die grosse Herausforderung**

Zum Abschluss des Gesprächs bittet Hans Strub seinen Gast, einen der grossen Leitbegriffe der Gedenkfeierlichkeiten zum 500-Jahr-Jubiläum der Badener Disputation zu wählen. Markus Notter entscheidet sich für den Begriff des Friedens, denn er ist der Ansicht, dass dies die grosse Herausforderung unserer Zeit ist, international, aber auch innerstaatlich.

Johanna Moser

Am 25. Februar 2026 war Markus Schneider zu Gast am DispuTALK im Zunfthaus zum Paradies am Cordulaplatz in Baden.



# Mehr Baden geht nicht

«Die Menschen in Baden sind bereit, in die Zukunft zu investieren»

Der Badener Stadtammann Markus Schneider sprach am DispuTALK über die Entwicklung seiner Stadt, die seit Jahrhunderten Menschen aus aller Welt anzieht.

«Mehr Baden geht nicht!», mit diesem Satz beschreibt sich Markus Schneider zu Beginn des Gesprächs. Der 61-Jährige ist in Baden geboren und aufgewachsen, er wohnt und arbeitet hier und beschäftigt sich von Amtes wegen täglich mit seiner Stadt.

## Jedes Gespräch bringt ihn weiter

Hans Strub spricht mit dem Badener Stadtammann über die Leitthemen Frieden, Liebe, Zukunft und Hoffnung. Aus den vier Begriffen wählt Schneider spontan «Zukunft» aus: «Als Stadtammann einer Stadt mit vielen Herausforderungen muss mir die Zukunft am Herzen liegen», erklärt er. Um gleich hinzuzufügen: «Ammann zu sein in einer Stadt wie Baden ist die schönste Aufgabe, die ich mir vorstellen kann.» Schneider möchte nicht an den Menschen vorbei politisieren, sondern mit ihnen im Austausch sein. Er ist sich bewusst: «Egal wo, Stadtammann bist du immer und überall.»

Er schätze die Vielfalt und Abwechslung in seinem Beruf: «Jedes Gespräch auf der Strasse bringt mich weiter.»

## Zentrum seit Jahrhunderten

Baden ist seit der Fusion mit Turgi die einwohnermässig grösste Stadt im Kanton Aargau. «Da bin ich natürlich stolz drauf», sagt Schneider, doch Grösse allein sei nicht der Massstab. «Die Qualität einer Stadt hängt vom Mix ab, den sie bietet, von der Bevölkerung und von vielen weiteren Faktoren.» Wichtiger als die Grösse ist Badens Rolle als Wirtschaftsstandort und Kulturort, als Badeort seit Römerzeit und ehemaliger Tagsatzungsort. In dieser Funktion wurde Baden vor 500 Jahren zum Schauplatz der «Badener Disputation», deren Jubiläum die Stadt unter Leitung der reformierten Kirchgemeinde Baden plus und der katholischen Kirchgemeinde Baden-Ennetbaden im Mai offiziell feiert.

## Friedlich, weltoffen, innovativ

Frieden ist die wichtigste Voraussetzung dafür, dass das Leben in einer Stadt gedeihen kann. Eine Voraussetzung, die wir vielleicht manchmal als allzu selbstverständlich ansehen: «Wir sind vielleicht schon etwas verwöhnt mit Frieden», überlegt Schneider und betont: «Zum Frieden gehört Respekt.» Neben stabilen politischen Verhältnissen seien genügend Finanzen und Arbeitsplätze die Basis für die weitere Entwicklung der Stadt, erklärt der Stadtammann. Zur DNA von Baden gehört die Industriegeschichte: «Die ist sehr wichtig und prägt unsere Stadt seit Jahrzehnten. Auch die Menschen, die hier leben, sind davon geprägt – sie sind weltoffen und innovativ.»

Stadtentwicklung ist ein Prozess. Bei gewissen Entscheidungen zeigen sich die Auswirkungen erst Jahre später. Oder die Bedürfnisse ändern sich so rasch, dass ein heute eröffneter Platz, der vor zehn Jahren geplant wurde, ei-

### Persönlich

Markus Schneider wurde 1965 in Baden geboren. Von 1999 bis 2010 war er Mitglied des Badener Einwohnerrats. Schneider erwarb das Turn- und Sportlehrerdiplom an der ETH und studierte Mathematik. Er unterrichtete er als Sportlehrer an der Bezirksschule Baden, danach arbeitete er in der Geschäftsleitung eines mittelgrossen Unternehmens. 2012 wurde er für Die Mitte in den Stadtrat gewählt, seit 2018 ist er Stadtammann von Baden. Schneider ist Vater von drei erwachsenen Kindern und engagiert sich in verschiedenen Vereinen in Baden.

gentlich schon wieder veraltet ist. So würde der Theaterplatz aus heutiger Sicht anders geplant werden, und auch der kürzlich eröffnete Brown-Boveri-Platz sähe heute schon wieder anders aus.

### Expertise und Bauchgefühl

«Trotzdem müssen wir Politiker täglich Entscheidungen treffen. Wir stehen immer wieder vor Herausforderungen und müssen handeln.» Um Entscheidungen richtig und gut zu treffen, ist der Stadtrat vor allem auf die Fachleute in der Verwaltung angewiesen: «Als Stadtammann bin ich nicht der konstante Faktor. Kontinuität garantieren vor allem die Mitarbeitenden auf der Verwaltung.» Zudem müsse er auf sein Bauchgefühl hören, sagt Markus Schneider: «Und, ganz wichtig, ich muss dieses Gefühl formulieren.» Das verlange er auch von den anderen Stadtratsmitgliedern: «Es gibt Entscheide, wo ich niemanden aus dem Zimmer gehen lasse, bevor er oder sie sich nicht geäussert hat.»

### Bevölkerung soll mitdenken

Aber auch die Badener Bevölkerung kann und soll mithelfen, Ideen zu sammeln und vorzuschauen. Markus Schneider spricht sich für die Partizipation der Bevölkerung aus, auch wenn Prozesse dadurch etwas länger dauern sollten: «Ideen zu sammeln, sie zu prüfen und einige begründet wieder zu verwerfen, ist besser, als sie gar nie gehört zu haben», sagt er. Die Badener Bevölkerung erlebe er als wohlwollend und grossmütig: «Die Menschen sind bereit, in die Zukunft zu investieren, das ist sehr schön.»

### Keine Luftschlösser

«Vom Naturell her bin ich nicht der absolute Visionär, der Luftschlösser baut», sagt Schneider über sich. «Mir ist wichtig, dass die Menschen gerne in Baden sind und gerne nach Baden kommen. Weil sie hier Lebensfreude

spüren.» Sinnbildlich für diese anziehende Lebensfreude steht für Stadtammann Schneider die Badenfahrt, die jeweils Leute aus aller Welt in die Stadt lockt.

### Die Zunftmeister gaben ihr Okay

Unter Menschen zu sein, zu diskutieren und gemeinsam zu feiern, liegt dem Stadtammann am Herzen. Die Geselligkeit und das konstruktive Miteinander pflegt er zum Beispiel in der Guggenmusik Bloser Clique. Nach ein paar Jahren als Passivmitglied hat er vor, an der nächsten Fasnacht wieder mit seiner Klarinette mitzuspielen. Zudem ist Markus Schneider der einzige Mensch auf der Welt, der gleichzeitig Mitglied in der Spanischbrödlzunft und in der Cordulazunft ist. Eine der beiden Mitgliedschaften ergab sich von Amtes wegen, weshalb sich die beiden Zunftmeister nach seiner Wahl zum Stadtammann mit Markus Schneider in seinem Büro trafen, um das Vorgehen in diesem einmaligen Fall zu besprechen. «Beide haben ihr Okay zu meiner Doppelmitgliedschaft gegeben», erklärt Markus Schneider. Seither habe sich immer wieder eine punktuelle Zusammenarbeit zwischen den beiden Zünften ergeben – und auch am offiziellen Festakt des 500-Jahr-Jubiläums der Badener Disputation werden beide Zünfte dabei sein.

### Ein guter Mix ist gefragt

Auch Baden kämpft mit knappem Wohnraum. Das Motto laute auch in seiner Stadt «verdichten», sagt Markus Schneider. Wichtig finde er, einen guten Wohnungsmix zu haben – auch günstigere Lagen und Genossenschaftswohnungen haben in der Stadt Platz. Die Kunst sei, zu verdichten, ohne die Struktur zu zerstören. Und in die Höhe zu bauen, bedeute immer auch, Freiraum und Grünflächen rundherum mitzudenken.

### Konkret statt diffus

Auf die Frage, ob er in der aktuellen Weltlage Angst vor feindlichen Angriffen auf seine Stadt habe, erklärt Markus Schneider, dass ihn konkrete Gefahren mehr beschäftigen als diffuse Horrorszenarien. «Dass jemand mit dem Auto in eine Menschenmenge fährt oder ein Brand ausbricht: Für die Verhinderung solcher Dinge müssen wir die Verantwortung übernehmen. Das können und tun wir auch.»

### Streitkultur

Anlässlich der eidgenössischen Tagsatzung in Baden im Frühling 1526 debattierten die katholischen und die reformierten Orte über die Kirchenreform, die im Jahr zuvor in Zürich beschlossen worden war. Bei der Badener Disputation vor 500 Jahren stritten Katholiken und Reformierte über Fragen wie Realpräsenz, Messopfer, Heiligenverehrung, Bilder und Fegfeuer. Eine konstruktive Streitkultur sei auch im heutigen Politalltag essenziell, sagt Schneider. «In der Stadtratssitzung müssen wir über ein Geschäft streiten können, ohne dass sich die Fronten verhärten, so dass wir das nächste Geschäft wieder unvoreingenommen angehen können.»

Marie-Christine Andres



Am 13. März 2026 war Urs Hofmann zu Gast am DispuTALK in der FassBar in Baden.



# Noch immer eine gewichtige Stimme für den Aargau

«Solange die Leute sich nicht zurückziehen, sondern sich engagieren, habe ich Hoffnung»

Der ehemalige Aargauer Regierungsrat Urs Hofmann sprach mit Hans Strub engagiert über die düsteren Prophezeiungen seiner Grossmutter und die Herausforderungen der heutigen Zeit. Er wies aber auch immer wieder auf positive Entwicklungen hin.

Viele der Fragen und Anekdoten, die im Anschluss an das Gespräch aus dem Publikum kommen, drücken Wertschätzung und Dankbarkeit für Urs Hofmanns politisches Wirken aus. Seine differenzierte und undogmatische Art zu politisieren ist auch sechs Jahre nach seinem Ausstieg aus der Politik vielen in bester Erinnerung geblieben.

## Nachkriegsgeneration

Eine wichtige Differenzierung macht Hofmann gleich zu Beginn. Gesprächsleiter Hans Strub stellt fest, dass Hofmann mit Jahrgang 1956 in der Nachkriegszeit geboren sei und

zur Generation der sogenannten «Boomer» gehöre. Strub schliesst die Frage an, ob man heute den Begriff «Nachkriegszeit» überhaupt noch verwenden könne angesichts der wiederum von Krieg geprägten Gegenwart. Hofmann findet: «Der zweite Weltkrieg war eine grosse Zäsur, welche die darauffolgenden Jahre geprägt hat. Deshalb passt der Begriff Nachkriegszeit immer noch. Die Eltern waren unmittelbar vom Krieg geprägt, das ist das Besondere dieser Nachkriegsgeneration, der ich angehöre.»

## Krieg war immer Thema

Dass es für die Boomer nur immer aufwärts gegangen sei und sie von einer friedlichen Welt profitiert haben, könne er nicht ganz so stehen lassen, erklärt Hofmann. «Der Krieg war durchaus real – der Vietnamkrieg und der Einmarsch der Russen in die Tschechoslowakei, später der Krieg im ehemaligen Jugoslawien: Die Kriegsthematik war immer da und hat uns beschäftigt.» Auch der Kalte Krieg habe bedrohlich gewirkt und vielen Angst gemacht. Das erlebte Hofmann besonders stark während seiner Rekrutenschulzeit im Jahr 1976.

### Einschneidend

Während seiner Zeit als Regierungsrat zwischen 2009 und 2020 sei das einschneidendste Ereignis die Covid-Pandemie gewesen, erinnert sich Hofmann. Dass Grossanlässe von einem Tag auf den anderen abgesagt würden und während Monaten keine Events mehr stattfinden könnten, hätte man sich vor der Pandemie nie vorstellen können, sagt er. Er verdeutlicht: «Meine Grossmutter erwähnte manchmal, als ich noch ein Kind war, dass der Aarauer Maienzug früher einmal wegen einer Scharlach-Epidemie abgesagt worden sei. Und die Basler Fasnacht musste einmal wegen des Ausbruchs der Pest ausfallen.»

### Alternative Energien nicht ausbremsen

Ein weiteres prägendes Ereignis war der Unfall im Atomkraftwerk Fukushima im Jahr 2011. Der Aargauer Regierungsrat stützte die damalige Linie des Bundesrats, aus der Atomkraft auszusteigen. «Damals wurde den Leuten bewusst, dass bei der Stromversorgung auch die Dezentralität eine Rolle spielt. Weil die Atomkraftwerke Beznau 1 und 2, Leibstadt und Gösgen so nahe beieinanderstehen, haben wir ein «Klumpenrisiko», erklärt Hofmann. Dass im Schweizer Parlament heute wieder über die Aufhebung des Verbots neuer Kernkraftwerke diskutiert werde, bremse den nötigen Ausbau alternativer Energie wie Wind-, Solar- und Wasserkraft, mahnt er.

### Klima und Wohnen als grösste Herausforderungen

Neben der sicheren Energiezukunft gibt es zahlreiche weitere Herausforderungen. Hans

Strub möchte wissen, welche Fragen den Aargau vor allem beschäftigen. Doch Hofmann ist überzeugt, dass es keine aargau-spezifischen Herausforderungen gebe, sondern der Kanton als Teil eines grösseren Ganzen funktioniere. Die Gesellschaft sei so vielschichtig, dass alle Herausforderungen zusammenhingen und man nicht die zwei, drei wichtigsten herauspicken könne. Dennoch nennt der ehemalige Regierungsrat zwei Themen, die ihn beschäftigen: «Eine grosse Herausforderung ist das Klima, eine weitere das Wohnen. Die Frage lautet: Wie können wir für alle Menschen eine Lebensumgebung schaffen, wo es ihnen wohl ist?» Hoffnung, dass es Lösungen gibt, hat Hofmann durchaus: «Ich sehe nicht schwarz. Solange die Leute sich nicht zurückziehen, sondern sich weiter engagieren, habe ich Hoffnung.»

### Höhe- und Tiefpunkte

Eines seiner Hauptanliegen als Vorsteher des Departements Volkswirtschaft und Inneres sei gewesen, die Durchlässigkeit zwischen Forschung und Wirtschaft zu erhöhen und die Vernetzung zu fördern. Das im Jahr 2012 gegründete Hightech Zentrum, das kleine und mittlere Unternehmen unkompliziert und praxisnah bei Innovationsvorhaben unterstützt, verdankt der Aargau zu einem grossen Teil der Idee und Überzeugungskraft von Urs Hofmann. Ein Tiefpunkt seiner Amtszeit seien die Verhandlungen mit dem Unternehmen General Electric gewesen, das seit 2015 über 3000 Stellen im Kanton abbaute.

### Schuss ins Knie

Angesprochen auf die Initiative gegen eine 10 Millionen-Schweiz findet Hofmann klare Worte: «Es war immer eines meiner zentralen Themen in Referaten, wie viele Menschen in der Schweiz in den nächsten Jahren aus dem Arbeitsprozess ausscheiden und wie wenige nachkommen. Wir sind auf Arbeitskräfte angewiesen. Trotzdem kommen von einigen Politikern noch immer illusorische Vorschläge, wie zum Beispiel, den Familiennachzug abzuschaffen.» Die Initiative erinnert Hofmann an seine politischen Anfänge. Als junger Politiker habe er die «mitenand»-Initiative unterstützt, die Gegeninitiative zur Schwarzenbach-Initiative. Am Parteitag der SVP habe er die «mitenand»-Initiative vorstellen und vertreten müssen. Danach stimmten die Delegierten ab und verwarfen sein Anliegen mit null Gegenstimmen. Hofmann ist überzeugt: «Die Alternative zur 10-Millionen-Schweiz wäre, dass es uns wirtschaftlich schlechter geht. Ich hoffe, dass das Schweizer Volk im Juni diese Initiative ablehnt. Dieser Schuss könnte nicht nur nach hinten losgehen, sondern ein Schuss ins eigene Knie sein.

Wichtig ist ihm, zu betonen, dass die Schweiz über viele Jahrzehnte hinweg gute Integri-

onsarbeit geleistet hat. In der Schweiz gebe es keine Ghettos, Schweizer und Ausländer wohnen Tür an Tür und das Zusammenleben funktioniere relativ gut. Das hätten die letzten 30, 40 Jahre gezeigt.

### Untergang des Kantons Aargau – und der ganzen Welt!

Urs Hofmann hat in seiner Kinder- und Jugendzeit noch erlebt, dass konfessionelle Unterschiede eine wichtige Rolle spielten. Etwas, das viele ältere Menschen selbst erlebt haben, worüber aber jüngere Menschen nur den Kopf schütteln oder lachen. Hofmanns Grossmutter war Christkatholikin. Deren Mutter, Hofmanns Urgrossmutter, pflegte zu sagen, dass, sollten in der Aargauer Regierung einmal drei römisch-katholische Mitglieder sitzen, nicht nur der Aargau, sondern die Welt untergehen würde.

In früheren Zeiten hatte man versucht, ein solches Szenario zu verhindern. Doch im Jahr 2009 war es soweit: «Nach meiner Wahl sass mit Roland Brogli, Alex Hürzeler und mir drei römisch-katholische Mitglieder in der Kantonsregierung», erzählt Urs Hofmann. Und der Clou: «Niemand ealisierte es!», erinnert er sich.

### Ministrant

Auch habe er als Junge unbedingt Ministrant werden wollen. Als er sich jedoch im Religionsunterricht meldete, wurde er nicht ausgewählt – weil sein Vater reformiert war: «Ich stammte aus einer sogenannten Mischehe», erklärt Hofmann. Heute schmunzelt er bei der Erinnerung, damals jedoch weinte und tobte er, so dass seine Mutter beim Vikar vorsprach. Dieser lenkte schliesslich ein und sagte: «Also, machen wir eine Ausnahme. Es darf einfach niemand davon wissen.»

Nicht nur die politischen Beziehungen, sondern auch das private Umfeld gut zu pflegen, war für Urs Hofmann zeitlebens wichtig und hat sich als wertvoll erwiesen. «Diese Menschen bleiben dir auch, wenn das Amt und die politischen Weggefährten wegfallen.» Der Abend in der FassBar hat gezeigt, dass ihn nebst Verwandten und Freunden viele weitere Menschen weiterhin als wichtige Stimme schätzen.

Marie-Christine Andres

### Persönlich

Urs Hofmann, Jahrgang 1956, studierte Rechtswissenschaften an der Uni Zürich und führte ein Anwalt- und Notariatsbüro in Aarau. Seine politische Karriere als Mitglied der Sozialdemokratischen Partei (SP) startete er im Aarauer Einwohnerrat, war danach Mitglied des Aarauer Stadtrats, später des Grossen Rats, von 1999-2009 war Hofmann Nationalrat und während dieser Zeit Präsident der Finanzdelegation der Eidgenössischen Räte. Von 2009 bis 2020 amtierte Urs Hofmann als Regierungsrat des Kantons Aargau mit dem Ressort Volkswirtschaft und Inneres. Hofmann engagiert sich als Präsident der Freunde des Zentrums für Demokratie Aarau, im Verwaltungsrat der SIX Terravis AG und als Präsident der Stiftung «Lebensraum Aargau». Hofmann lebt in Aarau, ist verheiratet und hat drei erwachsene Kinder.

Pater Martin Werlen war am 20. März Gast bei Hans Strub in der gut besuchten Sebastianskapelle.



# Die Kirche nicht verpassen

## «Umkehr gehört zur Kirche»

Der Benediktinermönch Martin Werlen, alt Abt von Einsiedeln und vielfacher Buchautor, wird nicht müde, Hoffnung zu verbreiten. Mit seinem Bekenntnis zu seinen multiplen Konfessionszugehörigkeiten hatte er das zahlreiche Publikum am DispuTALK sofort in der Tasche.

«Ich bin reformiert, und ich hoffe, dass du auch katholisch bist», sagt der Benediktiner Martin Werlen zu Hans Strub, der den alt Abt von Einsiedeln als zehnten Gast des DispuTALKs in die Badener Sebastianskapelle eingeladen hat. Er hoffe ausserdem, dass alle Anwesenden orthodox, also rechtgläubig, evangelisch mit einem nach dem Evangelium ausgerichteten Leben, adventlich in freudiger Erwartung und pfingstlich mit der Kraft des Heiligen Geistes unterwegs seien.

### Die Maxime der katholischen Kirche

Martin Werlen erklärt dem Publikum, das zahlreich anwesend ist, dass er diese Begriffe alle von der Last der Geschichte befreien wolle, denn diese würden in erster Linie dazu dienen Christinnen und Christen voneinander abzugrenzen, was er für einen Skandal halte. Dabei hätten schon Luther und Zwingli nicht nicht-katholisch sein wollen. Viel mehr sei es ihnen

darum gegangen, die katholische Kirche zu reformieren. «Ecclesia semper reformanda» (die Kirche ist immer zu reformieren) sei die Maxime der katholischen Kirche, und darum sei er ein Reformierter.

### Die Taufe ernst nehmen

«Umkehr gehört zur Kirche», sagt Martin Werlen, «wenn die Kirche am gleichen Ort ist, wie vor 20 Jahren, dann ist sie am falschen Ort.» Wenn die Kirche sich selbst genüge, habe sie keine lebendige Beziehung mehr zu Gott. «Auf Gottes Wort hin dürfen wir zu hoffen wagen», ermutigt der Mönch die Anwesenden und erinnert daran, dass die Kirche die Gemeinschaft aller Getauften sei. «Die Taufe ist grundlegender als alles, was danach kommt.» Mit der Taufe erhielten Christinnen und Christen die Befähigung am dreifachen Amt Christi – Priester, König und Prophet – teilzuhaben. «Das Problem ist, dass wir das nicht

ernst nehmen», sagt Martin Werlen, «das Papstamt ist eine Bagatelle im Vergleich zur Taufe.»

### Die Hierarchie auf den Kopf stellen

Und wieder setzt der vielfache Buchautor bei der Bedeutung eines Begriffs an: «Hierarchie» verweise auf eine heilige Ordnung. Zu ihr gehörten alle Getauften gleichermassen. Die katholische Hierarchie mit dem Papst an der Spitze einer Pyramide sei darum ein falsches Bild. Vielmehr müsste die Pyramide auf den Kopf gestellt werden, sodass die Gesamtheit der Getauften oben in der Ordnung sei.

### Handlungsspielräume eröffnen

Mit jedem weiteren Beispiel wird deutlicher, dass der Benediktiner keine Ordnung sprengen will. Vielmehr regt er dazu an, sie mit anderen Augen zu sehen. Indem er die Begriffe neu deutet, eröffnet er Handlungsspielräume.

#### **Persönlich**

**Martin Werlen ist im Wallis aufgewachsen. Seit 1983 ist er Benediktinermönch im Kloster Einsiedeln. Er hat Philosophie, Theologie und Psychologie studiert und war von 2001 bis 2013 Abt der Klöster Einsiedeln und Fahr. In dieser Zeit war er aktiv auf Twitter und hat seine Posts in Buchform publiziert. Er ist Autor zahlreicher Bücher. Seit 2020 ist er Propst der Propstei St. Gerold im Vorarlberg.**

Martin Werlens Blick in die Vergangenheit geht so weit zurück, dass er Veränderung zu Tage bringt, und daher resümiert er: «Es bewegt sich vieles.» Vor 70 Jahren wäre es unvorstellbar gewesen, als Benediktiner mit einem reformierten Pfarrer in einer Kapelle vor Publikum über solche Themen zu sprechen, erinnert Martin Werlen.

#### **Frauenordination und Dankes-Wallfahrt**

Hans Strub fragt seinen Gast, für wie wahrscheinlich er es halte, dass sie beide erleben werden, dass Frauen in der katholischen Kirche das Priesteramt bekleideten. Martin Werlen erzählt darauf von seinen Mails an Papst Leo, die er in der Zeitschrift «Gemeinsam Glauben mit dem Papst» publiziert. In der Februar-Ausgabe dieses Jahres hat er den Papst ermuntert, zwei Frauen und einen Nicht-Priester, die im Vatikan wichtige Ämter bekleiden, auf die Kardinals-Liste zu setzen. Begründet hat Martin Werlen seinen Vorschlag mit einem Beispiel aus der Geschichte.

1878 nämlich habe Teodolfo Mertel Papst Leo XIII. mit der Tiara gekrönt. Das Brisante daran: Mertel war Kardinal ohne Priester zu sein. Seine Begründung habe man im Vatikan «brillant» gefunden, berichtet der reformfreudige alt Abt und erzählt von seinem Versprechen, eine Dankes-Wallfahrt nach Rom zu veranstalten, falls der Papst den Vorschlag noch dieses Jahr umsetzen werde. Aus dem Publikum meldet sich sofort eine Frau, die unbedingt an der Wallfahrt teilnehmen möchte.

#### **Kirche leben**

Martin Werlen wird nicht müde, unter den Anwesenden Hoffnung zu verbreiten. Er ermutigt sie, die Kirche nicht zu ersehnen, sondern sie zu leben, sich nicht über sie aufzuregen, sondern sich in ihr einzubringen, mit allem, was einem zur Verfügung steht. «Sonst verpassen wir die Kirche.»

Eva Meienberg



Pater Martin Werlen zu Gast im Kloster Schönthal. Bild © zVg

Am 27. März 2026 war René Rhinow zu Gast am DispuTALK im Roten Turm in Baden.



# Neutralität ist nicht simpel und eindeutig

«Wenn man nicht mit am Tisch sitzt, steht man auf der Speisekarte»

René Rhinow, ehemaliger Ständerat des Kantons Basel-Landschaft, sprach am DispuTALK über die Neutralität und die Souveränität der Schweiz.

Der Jurist und ehemalige Ständerat René Rhinow hat, um es mit den Worten von Hans Strub zu sagen, eine unglaubliche Schweizer Dienstbiografie vorzuweisen. Sei es in der Politik, im Militär, im akademischen Bereich oder jenem der humanitären Hilfe – die Zahl der Ämter und Funktionen, die der 83-jährige gebürtige Basler im Laufe seines Lebens innehatte, ist beeindruckend. René Rhinow absolvierte ein Jurastudium an der Universität Basel und war von 1982 bis 2006 Professor für Staats- und Verwaltungsrecht an ebendieser Uni. In dieser Zeit war er auch mehrmals Dekan der Juristischen Fakultät der Universität. René Rhinow war unter anderem auch lange Jahre Ständerat für den Kanton Basel-Landschaft und von 2001 bis 2011 Präsident des

Schweizerischen Roten Kreuzes. Daneben kann er auch auf eine erfolgreiche Karriere im Militär zurückblicken, im Rahmen derer er den Dienstgrad des Oberst erlangte. So engagierte sich René Rhinow jahrzehntelang in unterschiedlichen gesellschaftlichen Bereichen.

## **Bevölkerung ist aufgerufen, sich zu äussern**

René Rhinow hat sich in seinem Leben unter anderem intensiv mit zwei Themen auseinandergesetzt, die in der aktuellen politischen Debatte der Schweiz zentral sind, nämlich mit dem Konzept der Neutralität und dem der Souveränität. Die beiden Themen sind aufgrund der massiven geopolitischen Veränderungen der letzten Jahre in den Mittelpunkt der poli-

tischen Diskussion gerückt. Und so sprachen auch Hans Strub und René Rhinow ausführlich über diese beiden Begriffe. «Die Schweizer Bevölkerung wird in nächster Zukunft dazu aufgerufen sein, sich zu den Themen der Neutralität und der Souveränität zu äussern», sagt Hans Strub angesichts von Initiativen wie der «Neutralitätsinitiative» oder der «Keine 10-Millionen-Schweiz!»-Initiative, die der Schweizer Stimmbevölkerung im Laufe dieses Jahres zur Abstimmung unterbreitet werden.

## **Instrument zur Sicherung des Friedens**

Die Neutralität ist ein Prinzip, für das die Schweiz weit über ihre Landesgrenzen hinaus bekannt ist. Doch der Begriff der Neutralität, erklärt René Rhinow, ist gar nicht so simpel

**Persönlich**

**René Rhinow ist in Basel aufgewachsen. Nach dem Studium der Rechtswissenschaften war er als Privatdozent an der Universität Basel sowie als Präsident des Verwaltungsgerichts des Kantons Basel-Landschaft tätig. Von 1982 bis 2006 war er ordentlicher Professor für Staats- und Verwaltungsrecht an der Universität Basel. Für die FDP war Rhinow von 1987 bis 1999 Mitglied des Ständerates. Das letzte Jahr davon war er Ständeratspräsident.**

**Keine Illusionen**

Zur Souveränität der Schweiz meint René Rhinow: «Wir dürfen uns keine Illusionen machen. Es ist wichtig, dass wir uns darum bemühen, in internationalen Debatten mitentscheiden zu können. Denn wenn man nicht mit am Tisch sitzt, steht man auf der Speisekarte.» Er betont auch, dass es wichtig ist, dass die Schweiz eine solide Beziehung zur EU pflegt. «Denn wir sind abhängig von ihr», sagt er. Der FDP-Politiker wünscht sich, dass die Menschen in der Schweiz wieder mehr Mitverantwortung übernehmen, miteinander sprechen und die politische Kultur wieder besser wird.

Johanna Moser

und eindeutig, wie er auf den ersten Blick scheinen mag. Es gibt unterschiedliche Ansichten darüber, was genau Neutralität bedeutet und wie sie in der Praxis ausgeübt werden sollte. Zudem ist es, so René Rhinow, historisch betrachtet gar nicht so selbstverständlich, dass das Neutralitätsprinzip in der Schweiz so stark verankert ist. Die Neutralität war lange Zeit ein wichtiges Instrument zur Sicherung des Friedens im Land. Sie wurde nicht um ihrer selbst willen praktiziert, sondern weil sie sich für die Schweiz als sinnvoll und hilfreich erwies. Während der beiden Weltkriege trug das Prinzip der Neutralität beispielsweise massgeblich dazu bei, dass die verschiedenen Landesteile der Schweiz nicht auseinanderfielen. René Rhinow betont aber auch, dass Neutralität nur dann funktionieren kann, wenn auch andere Länder mit Wohlwollen auf sie reagieren. Im Fall der Schweiz war dies lange der Fall. Wäre die Neutralität der Schweiz von anderen Ländern nicht respektiert worden, hätte sie wohl kaum über solch einen langen Zeitraum hinweg fortbestehen können.

**Schweizer Neutralität stösst auf Kritik**

Dass das Neutralitätsprinzip für einen Staat nur dann funktionieren kann, wenn dies auch von anderen Ländern gebilligt wird, wird am Fall des russischen Angriffskriegs auf die Ukraine deutlich. Denn dieser stellt eine Situation dar, in der die Neutralität der Schweiz nicht auf Wohlwollen, sondern vielmehr auf Kritik und Irritation stösst. Durch den Krieg zwischen der Ukraine und Russland ist die Frage nach der Neutralität der Schweiz ein in der Öffentlichkeit intensiv diskutiertes Thema geworden: Scheint es nicht unangebracht, angesichts der russischen Invasion der Ukraine das Konzept der Neutralität wie bisher weiter zu verfolgen? Wenn die Schweiz an der Neutralität festhalten möchte, in welcher Form will sie dies dann tun? Gibt es einen Weg, Neutralität neu zu denken?

Barbara Bleisch war am 9. April Gästin beim DispuTALK in der vollbesetzten Stadtkirche in Baden. Bilder © Niklaus Spoerri



# Sternstunde in der Stadtkirche

## «Ich bin sehr verliebt ins Gelingen

Barbara Bleisch erzählt, wozu sie Philosophie auch in ihrem Leben brauchen kann. Hoffnungslosigkeit ist für die Moderatorin der SRF-Sendung «Sternstunde Philosophie» keine Option, denn sie will immer mit der Gestaltungsmacht der Menschen rechnen.

In der SRF-Sendung «Sternstunde Philosophie» ist es Barbara Bleisch, die ihre Gäste in der Fernsehsendung in ein Gespräch verwickelt und vor laufender Kamera eine Atmosphäre schafft, als seien die Gesprächspartner ganz unter sich. Nun ist es Hans Strub, der Gesprächsleiter der DispuTALKs, der seine Gästin befragt. Eine familiäre Vertrautheit stellt sich auch in der vollbesetzten Badener Stadtkirche ein. Denn Barbara Bleisch ist Hans Strubs Schwiegertochter. Allerdings hüten beide dieses Geheimnis bis zum Ende des Gesprächs.

### Gespräche wie Flüge

Wie sie es schaffe, die Sternstunde auch nach fünfzehn Jahren noch so frisch zu moderie-

ren, will Hans Strub wissen. Wie in der Fliegelei gelte es, sich beim Start und bei der Landung anzuschneiden, sagt Barbara Bleisch. Der erste und der letzte Satz des Gesprächs müssten sitzen. Dazwischen könne sie mit zunehmender Erfahrung Loopings fliegen und auf die Schlaufen ihres Gegenübers eingehen.

### Themenwahl

Die SRF-Moderatorin erklärt, wie ihr Redaktionsteam die Themen für die Sendungen findet: Oft ergeben sich diese aus neu publizierten Büchern oder aus gesellschaftlichen Themen, die in der Luft liegen. Manchmal gibt es ein dringendes Bedürfnis, über Themen zu sprechen. Etwa nach der Brandkatastrophe in Crans Montana oder nach dem Ausbruch des

Iran-Krieges. Und dann gibt es Menschen, mit denen Barbara Bleisch unbedingt einmal sprechen möchte, auch wenn sie dafür jahrelang Klinken putzen müsse, um einen Gesprächstermin zu bekommen.

### Vielseitige Philosophin

Barbara Bleisch ist auch Buchautorin, Kolumnistin, Podcasterin – soeben hat sie den Suisse Podcast Award für ihren Podcast «Zimmer 42» bekommen – und Dozentin. In ihren Ethikseminaren sitzen Menschen, die für den Bund, die Kantone oder ein Unternehmen in einer Ethikkommission sind und schwierige Entscheide treffen müssen. Bei Barbara Bleisch lernen sie, wie sie an ein konfliktives Thema herangehen können.

**Persönlich**

Barbara Bleisch studierte Philosophie, Germanistik und Religionswissenschaft in Zürich, Basel und Tübingen. Danach arbeite sie als wissenschaftliche Mitarbeiterin und Geschäftsleiterin am Ethik-Zentrum der Universität Zürich, wo sie heute noch als Dozentin tätig ist. Neben weiteren universitären Aktivitäten an der Uni Bern, Belfast und an der ETH, moderiert sie seit 2010 die Diskussionssendung «Sternstunde Philosophie». Seit Mai 2025 ist Barbara Bleisch Host des Podcasts «Zimmer 42». Die Philosophin ist Herausgeberin und Autorin zahlreicher Bücher. Mit «Die Mitte des Lebens. Eine Philosophie der besten Jahre» hat sie einen Bestseller geschrieben. Barbara Bleisch ist verheiratet und hat zwei Töchter.

**Produktiver Streit**

«In der Philosophie wechseln wir gedanklich die Seite», sagt die Philosophin. Erst, wenn wir die Gegenseite richtig verstanden hätten, könnten wir die eigenen Argumente wetzen. Immer bestehe aber auch die Möglichkeit, dass man selbst falsch liege. Dann habe sich die Mühe, Andersdenkende verstehen zu wollen, erst recht gelohnt. Barbara Bleisch zitiert nicht nur einmal Hannah Arendt. Diese habe sich für den produktiven Streit in der Politik ausgesprochen und schliesslich für das Aushalten anderer Meinungen zugunsten eines Meinungspluralismus und gegen eine Gleichschaltung der Meinungen. Barbara Bleischs gesellschaftliches Engagement gilt dem Brückenschlag, wie sie sagt.

**Menschen , die sich investieren**

«Darf sich die Philosophie einmischen?», fragt Hans Strub. Da seien sich die Philosophinnen und Philosophen nicht einig. An den Universitäten hielten sie sich zurück mit Einmischen. Aber schliesslich sei sie auch Bürgerin dieses Landes. «Eine Gesellschaft braucht Menschen, die sich investieren», sagt die Philosophin. Ihre Disziplin helfe ihr dabei, Begriffe zu klären, zu sortieren und abzugrenzen. Das sei manchmal etwas trocken, aber hilfreich.

**Philosophie als Lebenskunst**

Barbara Bleisch schlägt den Bogen von der Philosophie der Antike, die sich mit allen Themen des Lebens beschäftigt habe, zum Mauerblümchendasein der Philosophie heute. Allerdings werde die Philosophie seit 20 Jahren als Lebenskunst wiederentdeckt. In diesem Sinn habe sie auch ihr Buch « In der Mitte des Lebens» geschrieben. Allerdings will die Autorin das Buch nicht als Ratgeber verstanden wissen. Vielmehr gehe es ihr darum, mit Hannah Arendt gesprochen, die Ratlosigkeit zur gemeinsamen Sache zu machen als Ausgangspunkt für Dialog und Kooperation.

**Einsicht und Verständnis**

Auch wenn Barbara Bleisch ihre Bücher nicht als Ratgeber versteht, finden viele Menschen in ihnen Einsichten und Verständnis, was die vielen Zuschriften bezeugen, welche die Autorin erhält. Etwa für ihr Buch über die Beziehung zu den Eltern. Darin geht es um Beziehung, Schuld und Liebe, eines der Leitthemen, das Hans Strub mit seinen DipuTalk-Gästen bespricht.

**Liebe ist...**

Als Philosophin könne sie darüber nachdenken, was Liebe, abgesehen vom Gefühl,

Schmetterlinge im Bauch zu haben, sein könne, sagt Barbara Bleisch. Die israelische Soziologin Eva Illouz etwa spreche von Liebe als einem Raum, der sich der kapitalistischen Logik entziehe: Liebe jenseits von Tinder. Die deutsche Philosophin Eva von Redecker wiederum spreche in diesem Zusammenhang von Bleibefreiheit. Liebe als Freiheit zu bleiben, nicht optimieren zu müssen, keine Steigerung anzustreben.

**Frieden als permanente Aufgabe**

Hans Strub verweilt nicht lange und schneidet schon das nächste Leitthema an: Frieden. Dies sei kein zentraler Begriff in der Philosophie, sagt Barbara Bleisch. Das habe wohl damit zu tun, dass der Krieg über lange Zeit als Naturzustand des Menschen gegolten habe. Dem Staat kam darum die Aufgabe zu, die Menschen zu befrieden. «Frieden ist eine Aufgabe und muss immer wieder gestiftet werden, dazu brauchen wir Institutionen», sagt die Philosophin mit Blick auf die USA, die sich gerade um diese focht.

**Mit Argumenten gewappnet**

Ihr neuestes Buch hat Barbara Bleisch mit vier anderen Philosophinnen und Philosophen geschrieben, die, besorgt um den Klimawandel, den gängigen Totschlagargumenten etwas entgegensetzen wollten. In «Besser um die Zukunft streiten» befähigen sie Leserinnen und Leser mit durchdachten Argumenten gewappnet gute Klimadiskussionen zu führen. Gerade im Zusammenhang mit dem Klimawandel werde sie oft gefragt, ob es denn noch Hoffnung gebe. Sie halte es da mit Ernst Bloch: «Der Hoffende ist ins Gelingen verliebt statt ins Scheitern». Das habe nichts mit einem naiven Optimismus zu tun, sondern damit, zu erkennen, dass der Horizont offen sei und dass mit der Gestaltungsmacht des Menschen zu rechnen sei – immer wieder von Neuem. «Ich bin sehr verliebt ins Gelingen», bekannte Barbara Bleisch abschliessend und stellte sich dann den zahlreichen Fragen aus dem Publikum.

Eva Meienberg



Monika Waldis Weber war am 17. April 2026 zu Gast am DispuTALK im reformierten Kirchgemeindehaus in Baden.



# Demokratie ist kein Selbstläufer

«Wo das Sprechen aufhört, hört die Politik auf»

Monika Waldis Weber sprach über die politische Bildung vom Kindergarten bis zum Gymnasium und darüber, was Innovation in der Politik bedeuten kann.

Monika Waldis Weber betreibt am Zentrum für Demokratie Aarau, kurz ZDA, Demokratieforschung. Sie ist überzeugt, dass politische Bildung schon im Kindergarten beginnen kann. Sie sagt: «Wir am ZDA sind überzeugt, dass wir mit Demokratiebildung und Wissen über die Machtverhältnisse schon kleinen Kindern politische Grundlagen vermitteln können.»

## Lehrmittel entwickeln

Neben ihrer Leitungsfunktion am Zentrum für Demokratie unterrichtet Waldis an der Uni Basel Fachdidaktik für künftige Lehrpersonen. Die Idee ist, die politische Bildung zu professionalisieren. Noch habe die politische Bildung in unserem Bildungssystem einen kleinen Stellenwert, sagt Waldis, das ZDA arbeite jedoch daran, die Grundlagen für die Vermittlung zu schaffen. Dazu gehören Umfragen auf verschiedenen Schulstufen – zum Beispiel

Interviews darüber, was Jugendliche auf Social Media über Politik mitbekommen – und darauf aufbauend die Entwicklung von Lehrmitteln. «Wichtig ist, dass die Lehrpersonen aktuelle Unterlagen zur Verfügung haben. Wir versuchen, Lehrmittel zu entwickeln, die in der Praxis funktionieren.»

## Demokratische Gefässe an Schulen

Gesprächsleiter Hans Strub, ehemals als Primarlehrer tätig, fragt, welche Anregungen er heute für seine Viertklässler bekommen würde, um deren politische Bildung zu fördern. Waldis erklärt, eine aktuelle Untersuchung habe ergeben, dass Klassenräte und Schülerparlamente an vielen Schulen noch nicht existierten. Die Einführung solcher Gefässe sei ein erster Schritt, Politik zu erfahren. Selbständige und zukunftsorientierte Demokratinnen und Demokraten hervorzubringen,

wie Hans Strub es formuliert, sei natürlich das Ziel: «Menschen miteinander ins Gespräch zu bringen und dafür zu sorgen, dass sie sich verständigen können, ist etwas, das wir in der Schule fördern müssen.»

## Aarau als Stube der Demokratie

Auf Strubs Frage, ob der 12. April 1798, der Tag der Verkündigung der Republik durch Peter Ochs in Aarau, die Geburtsstunde der Demokratie in der Schweiz gewesen sei – oder doch eher der Rütlichschwur – meint die Demokratieexpertin: «Vielleicht ist es ganz gut, wenn wir verschiedene Daten und Orte der Nationenbildung in der Schweiz haben. Wichtig ist es, dass wir uns immer wieder einmal daran erinnern, dass unsere Demokratie gepflegt werden muss.» Gastgeber Hans Strub erinnert daran, dass die Demokratie ein prozesshaftes Geschehen sei und nicht von einem

Moment auf den anderen einfach dagewesen sei. Der 12. April 1798 brachte einige Errungenschaften wie die allgemeine Schulpflicht, und wenig später erfolgte die Gründung des Kantons Aargau. Mit Leaderfiguren wie Heinrich Zschokke, der eine erste Bank für Kleinkredite für die Landbevölkerung gründete, war Aarau zu dieser Zeit eine Art «Stube der Demokratie». Bis 1971 und der Einführung des nationalen Frauenstimmrechts war die Schweiz eine Männerdemokratie. Auch fehlten einige Instrumente der direkten Demokratie wie Initiative und Referendum noch.

### Faktoren, die Autokratien kennzeichnen

Das V-Dem-Institut, ein Forschungsinstitut zu globalen Demokratiefragen, ergab, dass aktuell 74 Prozent der Weltbevölkerung in Autokratien leben. Allgemein sei ein Demokratierückgang zu beobachten: Faktoren wie die Einschränkung der Medien, der Forschung und des wissenschaftlichen Schaffens, eine Selbstzensur der Medien, die Einschränkung der Zivilgesellschaft oder das Unterlaufen der Gesetzgebung seien Zeichen einer zunehmenden Autokratisierung eines Landes.

### Das Steuer herumreissen

Um das Steuer herumzureissen sei es wichtig, frühzeitig zu handeln, indem die Gerichte und die Legislative sich für die Demokratie einsetzen und die Medien ihre Unabhängigkeit verteidigen. Aus aktuellem Anlass sagte Waldis: «Wenn es Ungarn gelingt, seine Strukturen wieder zu demokratisieren, ist das ein starkes Signal für ganz Europa.»

Natürlich sei es ein Stück weit menschlich, schnelle und einfache Lösungen zu bevorzugen und dem Populismus zu erliegen, gab Waldis zu bedenken. Jedoch brauche es auch die Einsicht, dass die Gewaltenteilung uns vor Korruption und Willkür schützt.

### «Man könnte es wagen»

Dass in der Schweiz teilweise bis zu 50 Prozent der Bevölkerung nicht abstimmen könne, weil Ausländer kein Stimmrecht haben, werfe die Frage auf, ob wir ohne die eine Hälfte der Bevölkerung tragfähige Entscheide treffen könnten, sagt Waldis: «Wer mitbestimmen kann, fühlt sich normalerweise auch zugehörig. Meiner Meinung nach könnte man es wagen, auch Nicht-Schweizer mitbestimmen zu lassen. Es gibt schon Gemeinden, die die ausländische Wohnbevölkerung auf kommunaler Ebene mitbestimmen lassen.»

### Politische Innovation

Das ZDA ist laut Selbstbeschreibung auch zuständig für demokratische Innovationen. Monika Waldis macht ein Beispiel dafür, welche Formen man sich darunter vorstellen könnte: «Zum Beispiel werden hundert Bürgerinnen und Bürger ausgelost, die dann eingeladen werden, über Massnahmen zum Klimaschutz zu diskutieren.» In diesem Beispiel hätten Experten in der Runde Fragen beantwortet. Nach drei Wochenenden hatte die Gruppe eine Zusammenfassung verfasst, daraus wurden dann Empfehlungen in den Abstimmungsunterlagen. Waldis erklärt: «Die Frage ist, wie die Ergebnisse innovativer Formate in den öffentlichen Diskurs einfließen können.»

### Bedürfnisse müssen erfüllt sein

Der Kölner Politikprofessor Thomas Jäger schreibt, dass die menschlichen Grundbedürfnisse Sicherheit, Zugehörigkeit, das Gefühl, Einfluss zu haben und wirksam zu sein, Würde und das Bedürfnis, Sinn zu erkennen, erfüllt sein müssten, damit Demokratie funktioniert. Monika Waldis stimmt dieser Einschätzung zu. Sie sagt: «Die Voraussetzungen in der Schweiz sind gut, darauf können wir aufbauen.» Ob die Demokratie in der Schweiz demnach ungefährdet sei, erkundigt sich

### Persönlich

Monika Waldis ist ausgebildete Primarlehrerin und studierte Erziehungswissenschaften, Soziologie und Publizistik an der Universität Zürich. Heute ist sie Direktionsmitglied des Zentrums für Demokratie Aarau, Leiterin des Zentrums Politische Bildung und Geschichtsdidaktik am Institut für Forschung und Entwicklung der Pädagogischen Hochschule der FHNW und leitet die Vertiefungsrichtung «Geschichte und Politische Bildung» im Masterstudiengang Fachdidaktik am Institut für Bildungswissenschaften der Universität Basel.

**Zentrum für Demokratie Aarau ZDA**  
Welche Auswirkungen hat die Globalisierung auf die Demokratie? Wie verändert elektronisches Abstimmen und Wählen die direkte Demokratie? Was für Ziele hat politische Bildung in Demokratien? Mit solchen Fragen setzen sich die rund 45 Forschenden am ZDA auseinander. Als wissenschaftliches Zentrum betreibt die Organisation Grundlagenforschung und befasst sich mit aktuellen Fragen zur Demokratie – in der Schweiz, in Europa und weltweit. Das Zentrum für Demokratie Aarau wird von vier Institutionen getragen und finanziert: dem Kanton Aargau, der Stadt Aarau, der Universität Zürich und der Fachhochschule Nordwestschweiz FHNW.

Hans Strub. «Nein, wir erleben in der Wissenschaft, dass die Forschungsgelder gedeckelt wurden. Das wird an den Hochschulen zu spüren sein und wir müssen schauen, dass die Geisteswissenschaften nicht unter die Räder kommen.» Denn es brauche neben naturwissenschaftlicher Forschung auch die Gesellschafts-, Gesundheits- und Geisteswissenschaften.

### Liebe zum Land

Auf die Abschlussfrage, welchen Begriff sie aus Frieden und Hoffnung, Zukunft und Liebe wählen würde, erklärte Monika Waldis: «Ich würde Liebe wählen. Liebe zum Land, in dem wir leben dürfen und uns entfalten können. Aber auch Nächstenliebe, die im Alltag und im Berufsleben wichtig sind.» Sie zitiert die jüdische Denkerin und Autorin Hannah Arendt, die sich intensiv mit dem totalitären NS-Regime auseinandergesetzt hat: «Wo das Sprechen aufhört, hört die Politik auf.»

Marie-Christine Andres



Christian Haller war am 19. April 2026 zu Gast am DispuTALK im reformierten Kirchgemeindehaus in Baden. Bild © Anne Gabriel Jürgens



# Seine Lieblingslektüre sind Menschen

«Mir war wichtig, dass am Ende der Novelle nicht der Tod steht, sondern ein Aufbruch»

Der Schriftsteller und Schweizer Buchpreisträger Christian Haller sprach über sein neuestes Buch und mutmasste, was sein Protagonist über das Thema Vergänglichkeit denkt.

Der Schriftsteller Christian Haller spricht mit Hans Strub am DispuTALK über sein neues Buch «Einfallende Dämmerung» und liest aus seinem Werk vor. Als Haller das Buch aufschlägt, das Mikrophon richtet und Luft holt, wollen einige Zuhörerinnen und Zuhörer wissen, auf welcher Seite er zu lesen beginnt. Sie haben nämlich das Buch dabei und wollen gleich mitlesen. «Aha!», ruft der Autor belustigt, «dann merken Sie ja, wenn ich mich verlese.»

## **Etwas verändert sich**

Das neueste Buch des Schweizer Buchpreisträgers ist eine Erkundungsreise ins unbekanntes Land des Alters. Der Protagonist, der Mikrobiologe Paul Bálint, feiert mit ehemaligen Koll-

legen in Paris seinen 80. Geburtstag. Er wird geehrt und freut sich, dennoch spürt er, dass sich mit diesem Übergang etwas in seinem Leben ändert. Er tritt, wie er merkt und ihm gesagt wird, aus der Kammer des «jungen Alters» in die Kammer des «alten Alters».

## **Wir alle teilen die Vergänglichkeit**

Seit kurzem amüsiert sich Bálint über ein Insekt, spricht mit Hunden und Katzen und wundert sich über dieses Verhalten. Auf seinen Spaziergängen spricht er sogar mit Pflanzen. Der Protagonist mutmasst: «Eine Art Empathie, ein Verbundenheitsgefühl – vielleicht das Ergebnis von Einsamkeit...» Sein Freund Steinberg erklärt aber, dass dieses Verhalten kein Rückfall in eine frühere, primiti-

vere Stufe sei, sondern eine Bewusstseinsweiterung. Grund dafür sei die Vergänglichkeit, die allem Lebendigen innewohnt, und die man in einem anderen Wesen – sei es eine Pflanze oder ein Tier – erkennt und mit ihnen teilt. Das leuchtet Bálint jedoch nicht ein, er findet den Rückgriff auf die Vergänglichkeit banal.

«Die Vergänglichkeit ist doch nicht banal», stieg Hans Strub ins Gespräch mit Haller ein. «Nein, sie ist nicht banal», findet auch der Autor. Aber die Reaktion von Bálint könnte ja auch ein Abwehrreflex sein, mutmasst er und fügt hinzu: «Sie sehen, dass ich auch nicht immer weiss, was meine Figuren denken.»

**Persönlich**

**Christian Haller, Jahrgang 1943, studierte Zoologie an der Universität Basel. Sichtung und Verfilmung des Nachlasses von Adrien Turel (schweiz. Philosoph und Schriftsteller) im Auftrag von Kanton und Stadt Zürich. Acht Jahre Bereichsleiter der «Sozialen Studien» am Gottlieb Duttweiler-Institut in Rüschlikon/Zürich. Dramaturg am Theater «Claque» in Baden. Im Jahr 2006 erhielt er den Aargauer Literaturpreis, 2007 den Schillerpreis für die Trilogie des Erinnerns, 2015 wurde Haller mit dem «Kunstpries des Kantons Aargau» ausgezeichnet. 2023 erhielt er den Schweizer Buchpreis für «Sich lichtende Nebel». Christian Haller lebt als Schriftsteller in Laufenburg. Zuletzt erschienen sind die Novelle «Einfallende Dämmerung», «Flusstrilogie» – die autobiographischen Romane und der Roman «Das Institut».**

Haller stimmt zu: «Ja, das ist sicher so. Als Biologe weiss Bálint ja, dass alles, was da krecht und fleucht aus Zellen aufgebaut ist. Die Welt der Mikrobiologie ist eine unvorstellbar fantastische Welt.» Christian Haller, der nach dem Lehrerseminar in Wettingen Mikrobiologie studiert hat, erklärt, dass in diesem Bereich in den Jahrzehnten seit seinem Studium ein enormer Wissenszuwachs stattgefunden habe, der unser Leben mindestens so massiv verändert habe wie die rasante technische Entwicklung nach dem Zweiten Weltkrieg.

**Auf den Punkt**

Hans Strub liest drei Sätze vor, die die Figur Steinberg im Buch sagt: «Die festen Zuschreibungen beginnen sich aufzulösen. Der Moment wird wichtig. Und in allen Dingen macht sich die Vergänglichkeit bemerkbar.» Er hält fest: «Drei kurze Sätze, die mehr sagen als viele Bücher.» Haller antwortet: «Ich glaube, dass Steinberg hier etwas auf den Punkt bringt, was im Alter eine neue Dimension hat.»

**«Ah, ich erlebe Neues»**

«Ich entdeckte in den letzten Monaten, weshalb die Menschen zu allen Zeiten an ein Paradies, an einen himmlischen Ort, geglaubt haben», sagt Bálint in der Novelle zu seinem Freund Steinberg. Er erzählt ihm von den Landschaften, die er in seinen Träumen durchwandert. Wunderschöne Landschaften und Städte. Statt sich nur mit dem Verlust zu beschäftigen, will Bálint die neue Lebensphase erkunden wie ein unbekanntes Land: Was bedeutet das Alter für den Körper, die Erinnerung, das Gefühl für das Selbst und die Zeit, für das Verhältnis zu den Mitmenschen, den lebenden wie den toten?

Es gebe mehrere Szenen, die beim Lesen das Gefühl hervorriefen: «Ah, ich erlebe Neues!», findet Hans Strub. Christian Haller stimmt zu und wirft einen Blick auf das Ende seines Werks: «Mir war wichtig für die ganze Novelle, dass am Schluss nicht der Tod steht, sondern dass Balint in diese nächste Lebensphase aufbricht.»

Marie-Christine Andres

**Vieles bekommt eine gewisse Unschärfe**

Von dem, was der Protagonist erlebe, sei vieles nicht so klar definiert und eindeutig zuzuordnen, findet Hans Strub. Und dass mit der einfallenden Dämmerung, die dem Buch den Namen gibt, zwingen die Abenddämmerung gemeint sein müsse, sei ja auch nicht so klar, gibt Hans Strub zu bedenken. Diesem Eindruck stimmt der Autor zu: «In der Dämmerung werden die Farben blass, alles bekommt eine gewisse Unschärfe.» Er macht die Verbindung zu seiner Novelle «Sich lichtende Nebel» die sich mit der Entdeckung der Unschärferelation in der Quantenphysik durch den jungen Werner Heisenberg befasst. Für diese Novelle sowie sein grosses Lebenswerk war Haller im Jahr 2023 mit dem Schweizer Buchpreis geehrt worden.

**Knapp, präzise, poetisch**

Dass Christian Haller auch als Dramaturg gearbeitet hat, ist seinen Texten anzumerken. Die Personen in seinen Texten sprechen knapp, präzise, treffend und poetisch. Christian Haller sagt: «Meine Lieblingslektüre sind Menschen. Sie zu lesen macht enorm Spass, zum Beispiel auf der Strasse: «Was ist das für einer? Wie verhält er sich? Was macht er für Bewegungen? Das alles lässt sich ja lesen. Das habe ich beim Theater gelernt.»

**Rasante Entwicklung**

Hans Strub sieht im Text von Haller die Aufforderung: «Schaut, was da draussen alles ist!». Er fragt den Autor: «Ist dieses Entdecken der Vielfalt der Lebenswelt auch der Versuch, sich als Teil eines grösseren Ganzen zu sehen?».

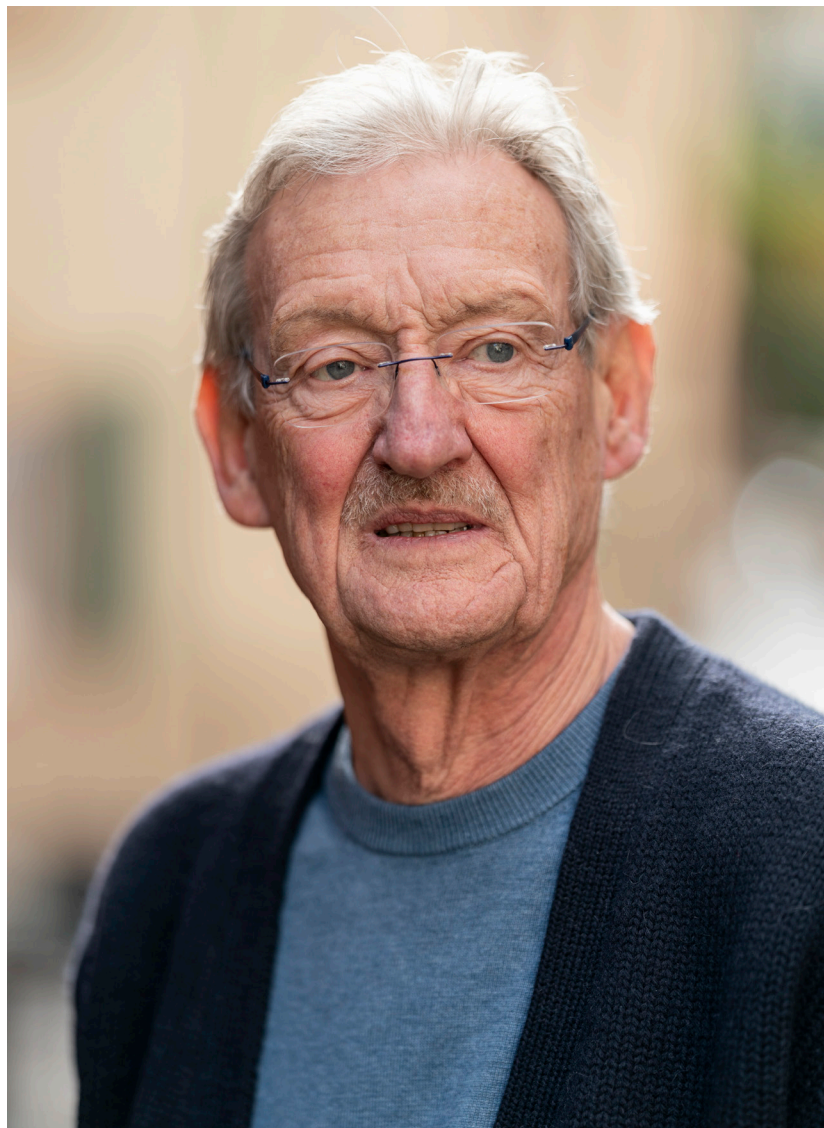


Bild © Nik Hunger

Am 24. April 2026 war Heiner Hug Gast bei Hans Strub im DispuTALK in der Sebastianskapelle in Baden.



# Erfahrung statt Algorithmus

«Ich hoffe, dass Trump den Bogen nun überspannt hat»

Seit 55 Jahren ist Heiner Hug als Journalist tätig. Am 24. April war er Gast bei Hans Strub im DispuTALK in der Sebastianskapelle in Baden. Der ehemalige SRF Tagesschau-Chef denkt nicht ans Aufhören. Mit seinem Journal21 will er weiterhin anspruchsvollen Journalismus machen.

Seit 55 Jahren ist Heiner Hug als Journalist tätig. Begonnen hat seine Karriere 1971 als Redaktor beim Schweizer Fernsehen. Anschliessend berichtete er für den Sender während 17 Jahren als Korrespondent aus Genf über internationale Themen und die Westschweiz. Daneben arbeitete er freischaffend für ZDF, NZZ und bei der Nachrichtenagentur «Associated Press».

## Arbeit als Journalist

Heiner Hug erinnerte sich lebhaft an diese Zeit und erzählte eindrücklich von der Arbeit als Journalist: vom Umgang mit Stress und von der Bewältigung der Bilderflut, der die Medienschaffenden beim Fernsehen ausgeliefert sind. «Wie geht man mit der Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen um, mit den vielen auch

schrecklichen Informationen, die man verarbeiten muss?», wollte Hans Strub von seinem Gesprächspartner wissen.

## Professionelle Distanz

Heiner Hug erzählte dazu exemplarisch die Geschichte eines befreundeten Kameramanns. Dieser musste vor Ort die Verwüstungen des Attentats in Bologna im Jahr 1980 dokumentieren. Inmitten der vielen Opfer habe er mit seiner Kamera das Grauen eingefangen. In dem Moment, als er die Kamera weggelegt habe, habe er den Anblick nicht mehr ertragen. Mit der Geschichte verbildlichte Heiner Hug die professionelle Distanz, über die Journalistinnen und Journalisten bei ihrer Arbeit verfügen müssten.

## Reportagen aus dem Krieg

Auch der DispuTalk-Gast hat in seinem Berufsleben viel Elend gesehen. Seine Arbeit als Fernsehredaktor brachte ihn nach Afghanistan, Pakistan, Iran, Irak, Sudan, Äthiopien, Angola oder Mosambik, wo er zahlreiche Reportagen in Kriegs- und Krisengebieten machte. Dazu sagte Heiner Hug: «Der Krieg ist nicht so, wie wir ihn im Fernsehen sehen, er ist hundertmal schlimmer».

## Die Journalismus-Katastrophe

Nach seinen Jahren als Fernsehredaktor in Genf und im Ausland wurde Heiner Hug Anfang der 90er Jahre Auslandchef in der Zentralredaktion in Zürich, wo er schliesslich während fünf Jahren Tagesschau-Chef war. Nach seiner Pension 2008 gründete er die Internet-

#### **Persönlich**

Heiner Hug arbeitete während 38 Jahren beim Schweizer Fernsehen, 17 Jahre lang war er Korrespondent in Genf und Paris. Er war tätig als Mitarbeiter beim ZDF, der NZZ und der Agentur AP. Anschliessend war er Auslandschef der Tagesschau, Chefproduzent und fünf Jahre lang Chef der Tagesschau. Er ist Autor dreier Bücher. Nach seiner Pensionierung hat Heiner Hug das «Journal21» gegründet. Rund 80 Journalistinnen und Journalisten wollen einen Beitrag mit ihren vertieften Analysen, Kommentaren und Hintergrundberichten, um die Flut von News besser verstehen zu können.

Zeitung Journal21, die er bis heute leitet und mit der er einen Kontrapunkt setzen will zum heutigen Journalismus, den er katastrophal findet. Die Zeitungen kämpften ums Überleben, nicht zuletzt darum, weil die Menschen nicht mehr gewillt seien, für Informationen etwas zu bezahlen, sagt der online-Verleger. Lieber läsen sie Gratiszeitungen, die nun aber auch schon wieder passé seien. «Die nächste Eskalationsstufe der Journalismus-Katastrophe ist die Künstliche Intelligenz», sagte Heiner Hug und forderte das Publikum auf, diese selbst zu testen: «Lassen Sie sich von ChatGPT einen Artikel über die Hungersnot im Sudan schreiben. Der Chatbot kann das und das Verfluchte ist, der Artikel ist gut.»

#### **Artikel ohne KI, jenseits von Trends**

Dennoch ist der Vollblut-Journalist überzeugt, dass Menschen mit Erfahrungen, Augenzeugen Artikel schreiben, die Chatbots nicht schreiben können. Aus diesem Grund verpflichteten sich die Journalistinnen und Journalisten seiner Internet-Zeitung, ihre Artikel ohne KI zu schreiben. Da die Schreibenden in der Regel pensioniert sind, arbeiten sie ehrenamtlich. Die anfallenden Kosten für den Betrieb der Webseite werden mit Spenden gedeckt. Der grosse Vorteil sei, dass er heute diejenigen Artikel schreiben könne, die er wolle – jenseits von Trends und vermeintlicher Relevanz, sagte Heiner Hug.

#### **Bedeutungsverlust der UNO**

Hans Strub sprach den Journalisten auf seinen Artikel über das «World Food Programme» an. Das Welternährungsprogramm der UNO sichert das Überleben von Millionen Menschen, die in vielen Ländern von Hunger betroffen sind. Die Kürzung des US-Beitrags, die der amerikanische Präsident veranlasste, habe katastrophale Folgen für die Hungernden, schrieb Heiner Hug in seinem Artikel. Das

Thema Hunger werde bei den internationalen Organisationen in Genf heutzutage viel zu wenig besprochen, und der ehemalige Genf-Korrespondent äusserte sein Bedauern über den Bedeutungsverlust der internationalen Organisationen. Nach dem Zweiten Weltkrieg habe ein goldenes Zeitalter begonnen. In den 60er- bis 80er-Jahren habe die Hoffnung bestanden, dass sich alles zum Besseren entwickle. Er erinnerte an die Errungenschaften der Genfer Konventionen, mittels derer die Kriege etwas weniger grausam gewesen seien, wie Angehörige des Internationalen Komitees des Roten Kreuzes ihm berichtet hätten.

#### **Diplomatische Kompromisse**

Er habe nah miterlebt, wie die Diplomatinen und Diplomaten langwierige Gespräche geführt hätten und Schritt für Schritt Kompromisse hätten erzielen können. Diese langjährige Arbeit wische ein Donald Trump mit kurzfristigen Entscheiden einfach weg. Überhaupt hielt sich Heiner Hug mit seiner Antipathie dem amerikanischen Präsidenten gegenüber nicht zurück.

#### **Papst Leos Schlagabtausch**

Hans Strub wollte von seinem Gast wissen, ob der neue Papst Leo eine Hoffnung für die Welt sei. In der Geschichte seien die Päpste eher auf der Seite der Mächtigen gestanden, sagte Heiner Hug. Als Reformierter aus der Zwingli-Stadt habe er keinen grossen Bezug zum Papst. Ihm habe aber Papst Leos Schlagabtausch mit dem amerikanischen Präsidenten gefallen. Und der Journalist zitierte amerikanische Zeitungen, die berichteten, dass Donald Trump deswegen im Weissen Haus getobt habe.

#### **Europa-Fan**

Heiner Hug outete sich als ein grosser Fan von Europa. Dass sich die Schweiz mit der Mitgliedschaft schwertue, könne er heute besser nachvollziehen als früher. Aber er gab zu bedenken, dass die Schweiz kein Inseldasein führen könne und nicht gut daran tue, Rosinen zu picken. Faktisch sei die Schweiz Teil von Europa und ihre Gesetze in den meisten Fällen EU-kompatibel.

Zum Schluss des Gesprächs forderte Hans Strub seinen Gast auf, einen der Leitbegriffe – Hoffnung, Liebe, Frieden und Liebe – zu kommentieren. Heiner Hug wählte «Hoffnung» und formulierte sie so: «Ich hoffe, dass Trump den Bogen nun überspannt hat, dass die Amerikanerinnen und Amerikaner merken, welches Spiel er spielt. Wenn er den Rückhalt bei den Zwischenwahlen verliert, dann wird er in seinem Handeln endlich eingeschränkt.»

Eva Meienberg

Martina Bircher war am 28. April 2026 zu Gast am DispuTALK in der Sebastianskapelle in Baden.



# Der Kitt, der uns zusammenhält

## «Das Pendel der Digitalisierung wird zurückschlagen»

Die Aargauer Regierungsrätin sprach über das Handyverbot an Schulen, die positive Wirkung von Spielgruppen und erklärte, was unsere Gesellschaft zusammenhält.

«Ehrlichkeit, Respekt und Dankbarkeit sind Werte, die Martina Bircher wichtig findet und ihrem jungen Sohn mitgibt», verriet der katholische Kirchenratspräsident Pascal Gregor in seinem Begrüssungswort. Er freute sich, mit Martina Bircher, der Vorsteherin des Departements für Bildung, Kultur und Sport (BKS), eine engagierte Gesprächspartnerin am DispuTalk begrüßen zu können.

### **Fussball, Skirennen und Eishockey**

Bevor sich das Gespräch den grossen Fragen widmete, wollte Hans Strub von Bircher wissen, welche Sportsendungen sie als BKS-Chefin im Fernsehen am liebsten schaue. Bircher offenbarte, dass sie zuhause nicht immer Herrin über die Fernbedienung sei: «Meistens be-

stimmen mein Partner und mein Sohn das TV-Sport-Programm», sagte sie. Doch Fussball und Skirennen verfolge sie gerne am Fernseher, letztere mit grossem Respekt vor dem Mut der Rennfahrer. Sie selbst sei auf der Piste eher gemütlich unterwegs. Mit dem Geständnis, dass sie beim Eishockey-Schauen Mühe habe, dem Puck zu folgen, brachte Martina Bircher die Zuhörenden endgültig auf ihre Seite – vielen im Publikum geht es ähnlich.

### **Sport, Kultur und Bildung gleichwertig**

Als Vorsteherin des BKS betonte Bircher, wie wertvoll Sport als Lernfeld für Kinder und Jugendliche sei: «Teamwork, der Umgang mit Niederlagen, nicht aufgeben und sogar über sich hinauswachsen: Das alles können Kinder

im Sport erleben.» Aber auch die Kultur sei einer der Faktoren, die Identität stifteten, sagte Bircher und verkündete die Vision des BKS: «Wir wollen den gesellschaftlichen Zusammenhalt stärken.» Dafür wolle sie – auch im BKS selbst – wegkommen vom Silodenken und die Bereiche Bildung, Kultur und Sport gleichwertig behandeln. Das Stichwort Zusammenhalt griff Hans Strub gerne auf. Denn die Badener Disputation sei vor 500 Jahren auch aus Sorge um den Zusammenhalt einberufen worden, erklärte er: «Die Reformation stellte die Gesellschaft vor eine Zerreihsprobe.»

### **Es hapert bei den Sprachkenntnissen**

Dann lenkte Hans Strub das Gespräch auf den Bereich Bildung: «Unsere Schulen sind nicht

gut aufgestellt, unsere Kinder sind in wichtigen Fächern schlechter geworden. Da muss man etwas machen», meinte er halb fragend, halb herausfordernd. Bircher nahm den Ball gerne auf: «In der Schweiz messen wir Leistungen auf verschiedenste Arten. Und die Messungen zeigen, dass die Leistungen der Schüler zurückgehen». Die Gründe dafür kenne man noch nicht genau. Jedoch sei bekannt, dass nur noch jeder zweite Realschüler über die Grundkompetenz verfüge, einen geschriebenen Text zu verstehen. Bircher erläuterte, dass das neue Volksschulkonzept bei der Sprachkompetenz ansetze. Ab 2027 wird bei allen Vorschulkindern der Sprachstand erhoben. Für diejenigen Kinder, die zu wenig gut Deutsch sprechen, wird dann der Besuch einer Spielgruppe vor dem Kindergarten empfohlen und vom Kanton auch finanziell unterstützt. «Die Rückmeldungen von Kindergartenlehrpersonen zeigen, dass diese Massnahme wirkt», sagte Martina Bircher.

### «Lieber eine Schulreise in die Westschweiz»

Martina Bircher gab zu bedenken, dass Kinder, die bereits mit der deutschen Sprache Mühe hätten, mit dem Erlernen von Englisch und Französisch ab der 3. und 5. Klasse zusätzlich überfordert würden. Hans Strub fragte kritisch nach: «Ihre Haltung gegenüber dem Schulfranzösisch beisst sich mit der Pflege des Zusammenhalts innerhalb der Schweiz, oder?» Martina Bircher antwortete: «Wenn der Zusammenhalt unseres Landes an den Acht- bis Elfjährigen hängt, dann ist das kein gutes Zeichen. Eine Schulreise in die Westschweiz würde da mehr bringen, als dass bereits Achtjährige Wörtli büffeln müssen.»

### Das Elternhaus ist noch immer entscheidend

Angesprochen auf ihren Nidwaldner Kollegen Res Schmid, den ältesten Bildungsdirektor der Schweiz, der die Zuwanderung für die schlechten Bildungsergebnisse verantwortlich macht, präzisierte Martina Bircher, dass vor allem das Elternhaus für den Bildungserfolg verantwortlich sei. Diesen Effekt habe man in den letzten Jahren trotz aller Massnahmen nicht weggebracht. Nüchtern betrachtet, bestehe der Zusammenhang zwischen Zuwanderung und Bildungserfolg in der Tatsache, dass viele

Ausländerinnen und Ausländer eher bildungsferner seien als Schweizer: «Ich sehe keine Schweizer am Abend die SBB-Waggons reinigen oder die öffentlichen Toiletten putzen. Da gibt es offensichtlich einen Zusammenhang.»

### Erkenntnisse dank Daten

Bircher berichtete von einem Besuch in Hamburg, das vor zehn Jahren punkto Bildung als eines der schlechtesten Bundesländer abschnitt. Inzwischen stehe Hamburg viel besser da. Beim Besuch habe sie erfahren, dass die Hamburger alle möglichen Daten erheben: «So können sie von zwei verschiedenen Lehrmitteln sagen, welches bessere Ergebnisse bringt. Dieses Wissen fehlt uns.» Aus den während der Corona-Pandemie in Hamburg erhobenen Daten liess sich herauslesen, dass Kinder aus bildungsnahen Familien während der Schulschliessung grössere Fortschritte machten, als wenn sie in der Schule gewesen wären. Die sozioökonomisch schwächer gestellten Kinder blieben derweil stehen.

### Kampf der «Abklärer»

Ihre längerfristige Vision für die Volksschule beschrieb die Aargauer Bildungsdirektorin so: «Wir haben die integrative Schule im Aargau neu definiert. Alle Kinder gehen ins gleiche Schulhaus, aber nicht zwingend in die gleiche Klasse. Die Vision ist: Jedes Kind zur richtigen Zeit in der richtigen Klasse.» Diese Formulierung suggeriere bewusst Durchlässigkeit, Klassenwechsel seien möglich. Bei der Entscheidung, welche Klasse für das jeweilige Kind die richtige ist, komme den Lehrpersonen eine grosse Verantwortung zu, betonte Bircher. Sie räumte auch ein, dass es Fragen gebe, für die sie noch keine Lösung habe: «Heute ist es so, dass es mehr Ressourcen gibt, wenn ein Kind eine Diagnose hat. Das setzt den Fehlanreiz, möglichst viele Kinder abzuklären. Für diesen Fehlanreiz habe ich noch keine Lösung, aber wir müssen eine suchen.» Hans Strub hakte ein und erkundigte sich, was getan werden müsse, um nicht in eine «Abklärer» hineinzugeraten. «Ich glaube, da stecken wir schon drin», antwortete Bircher.

### Feste Strukturen geben Sicherheit

Veränderte Unterrichtsformen, wie sie heute verbreitet seien, böten einigen Kindern zu wenig Struktur: «Wenn die Struktur zu offen ist, machen sich Kinder, die beispielsweise eine Autismusspektrumsstörung haben, eher bemerkbar, weil sie feste Abläufe brauchen.» Das Pendel schlage zurück. Diesen Satz sagte Martina Bircher mehrmals – gerade auch im Zusammenhang mit der Digitalisierung.

### Das Pendel schlägt zurück

Die ständig verfügbaren digitalen Medien bedeuten für Eltern einen ständigen Kampf. Bircher sprach als Mutter: «Zu sagen «jetzt ist

fertig», erzeugt jedesmal Widerstand.» Sie ist überzeugt: Wir haben es mit der Digitalisierung übertrieben.» Die 1:1-Ausstattung mit Geräten bereits in der Primarschule findet sie nicht sinnvoll. «Wir haben die Standards für die Ausrüstung mit Geräten nun stark herabgesetzt. Damit haben wir erreicht, dass jetzt in den Lehrerzimmern diskutiert wird, ob es wirklich sinnvoll ist, jedem 3. Klässler schon ein I-Pad zu geben. Das ist sehr gut, die Diskussion ist lanciert.»

### «Endlich!» – Das Handyverbot an Schulen

Eine von Birchers ersten Amtshandlungen als Regierungsrätin war, ein kantonsweites Handyverbot an Schulen einzuführen. Sie ist mehr denn je davon überzeugt, dass das der richtige Schritt war. Schüler berichteten ihr in einem Brief von ihrem Klassenlager ohne Handys, wo sie super Abende mit Pizzabacken und Uno-Spielen genossen hätten. Ein Journalist des SRF-Regionaljournals, der an der Schule Oftringen eine negative Stimme zum Handyverbot einfangen wollte, habe an der ganzen Schule keine gefunden. Der Tenor laute: «Endlich!». Bircher zeigte sich überzeugt: «In fünf Jahren wird das Handyverbot an allen Schweizer Schulen in Kraft sein.»

### Es braucht das persönliche Engagement

Hans Strub wollte von seiner Gesprächspartnerin wissen, welchen Begriff sie aus dem Kleeblatt Frieden, Liebe, Hoffnung und Zukunft auswähle. «Ich picke einen Begriff heraus, ohne zu sagen, dass die anderen nicht wichtig sind. Aber heute ist Frieden zentral. Und da liegt auch die Dankbarkeit nahe», antwortete Martina Bircher.

Auf die Frage aus dem Publikum, ob nun der Sport, die Kultur oder die Bildung der Kitt der Gesellschaft sei, antwortete Martina Bircher mit einem starken Plädoyer: «Sowohl der Sport als auch die Kultur und die Bildung leben vom freiwilligen Engagement. Jede Persönlichkeit hat ihre eigenen Vorlieben und junge Menschen sollen alle Bereiche kennenlernen, gerade auch kulturelle Angebote. Die Heranwachsenden sollen sich engagieren, wo es ihnen gefällt. Das Engagement jedes Einzelnen ist der Kitt, der unsere Gesellschaft zusammenhält.»

Marie-Christine Andres

#### Persönlich

Die Politikerin Martina Bircher (SVP) ist Regierungsrätin des Kantons Aargau und Vorsteherin des Departements Bildung, Kultur und Sport. Sie wohnt mit ihrer Familie im Ortsteil Glashütten in der Gemeinde Murgenthal.

Am 1. Mai 2026 war Moritz Leuenberger zu Gast am DispuTALK in der FassBar in Baden.



# Frieden passiert nicht einfach so

«Es gibt verschiedene Abstufungen von Frieden: Im kleinen Rahmen der Familie, aber auch auf nationaler sowie auf internationaler Ebene»

Am Tag der Arbeit war alt-Bundesrat Moritz Leuenberger Gast im DispuTALK. Er erzählte mit viel Witz Anekdoten aus seiner Zeit als Bundesrat. Er fand aber auch kritische Worte: Zur Nostalgie des Tags der Arbeit oder über den Sinn von Zukunftsprognosen.

Das Gespräch, das Moritz Leuenberger und Pfarrer Hans Strub an diesem Abend führten, war kurzweilig. Der ehemalige Bundesrat erzählte auf sehr humorvolle Weise aus seinem Leben, teilte zahlreiche Anekdoten mit Hans Strub und den anwesenden Gästen. Zu manchen Themen fand er jedoch auch ernstere Worte. Anlässlich des 1. Mai, dem Datum, an dem der Talk mit Moritz Leuenberger stattfand, sprachen Hans Strub und sein Gast gleich zu Beginn des Gesprächs über die Bedeutung dieses gesetzlichen Feiertags, der

auch als Tag der Arbeit bekannt ist. Der Tag, der den Arbeitenden und den Kämpfen der Arbeiterklasse gewidmet ist, ist Moritz Leuenbergers Ansicht nach heute ein Feiertag, der eine stark nostalgische Dimension hat und seinen Ursprüngen nicht mehr gerecht wird. Stattdessen hätten mittlerweile andere Institutionen wie zum Beispiel das Proporzwahl-system eine wichtigere substanzielle Bedeutung, wennes darum geht, die Berücksichtigung der Bedürfnisse bestimmter sozialer Gruppen sicherzustellen. Moritz Leuenberger erklärt,

dass der 1. Mai aber durchaus auch ein kirchlicher Feiertag ist. So erklärte Papst Pius XII. Mitte des 20. Jahrhunderts den Tag der Arbeit zum kirchlichen Feiertag, im Gedenken an Josef von Nazareth, der gemäss der Bibel ein Handwerker war und als Patron der Arbeiter gilt.

#### **Politiker durch und durch**

Die FassBar in Baden war bis auf den letzten Platz gefüllt. Vor den Gästen standen Apéro-Platten, es wurde Wein ausgeschenkt.

#### **Persönlich**

**Moritz Leuenberger, Jahrgang 1946, absolvierte ein Rechtsstudium an der Universität Zürich und führte bis 1991 ein eigenes Anwaltsbüro in Zürich. Von 1972 bis 1980 war er Präsident der Sozialdemokratischen Partei der Stadt Zürich. Von 1974 bis 1983 war er Gemeinderat der Stadt, von 1979 bis 1995 Nationalrat, ist in zweiter Ehe verheiratet mit Gret Loewensberg und hat zwei erwachsene Kinder. Er war von 1991 bis 1995 Regierungsrat des Kantons Zürich, Vorsteher der Direktionen des Innern und der Justiz. Am 27. September 1995 wurde Moritz Leuenberger in der Bundesrat gewählt und war während 15 Jahren Vorsteher des Departements für Umwelt, Verkehr, Energie und Kommunikation UVEK. In den Jahren 2001 und 2006 war Leuenberger Bundespräsident. Am 31. Oktober 2010 trat er aus dem Bundesrat zurück. Moritz Leuenberger erhielt 2003 als erster – und bisher immer noch einziger – Schweizer den Cicero-Preis für die beste politische Rede im deutschsprachigen Raum über «Das Böse, das Gute, die Politik». Leuenberger ist Autor zahlreicher Texte über Politik. Heute ist er Kuratoriumsmitglied der Friedrich Ebert Stiftung Berlin und tritt als Redner und Gesprächspartner auf zu Grundsatzfragen von Kultur, Religion und Politik.**

innert Moritz Leuenberger daran, dass der konfessionelle Frieden in der Schweiz hart erkämpft werden musste. Denn dieser Frieden beruht nicht nur auf Verhandlungen, sondern auch auf gewaltsamen militärischen Auseinandersetzungen. Mittlerweile sind die konfessionellen Gräben in der Schweiz grösstenteils überwunden. Und doch bleibt das Thema Religion präsent in der Schweizer Politik, wobei heute nicht mehr die christlichen Konfessionen, sondern vor allem der Islam im Zentrum der politischen Debatte steht. Der religiöse und konfessionelle Frieden in der Schweiz ist dabei nur eine von vielen verschiedenen Formen, die Frieden annehmen kann. So sagt auch Moritz Leuenberger: «Es gibt verschiedene Abstufungen von Frieden: Im kleinen Rahmen der Familie, aber auch auf nationaler sowie auf internationaler Ebene.» Frieden, ebenso wie Hoffnung, ist für den einstigen Bundesrat etwas, das nicht einfach so passiert, sondern etwas, wofür man kämpfen muss.

#### **Vieles kann man nicht planen**

Auf Hans Strubs Frage, welche Gedanken Moritz Leuenberger zu einem weiteren Leitwort der Jubiläumsfeierlichkeiten zur Badener Disputation, dem Begriff der Zukunft, in den Sinn kommen, antwortet dieser: «Ich bin skeptisch gegenüber ausführlichen Vorstellungen in Bezug auf die Zukunft. Man muss in der Politik zwar planen, aber viele Dinge kann man nicht so weit im Voraus planen. Das habe ich nicht nur in der Politik, sondern auch im Privaten gesehen. Ich war Rechtsanwalt und habe im Rahmen dieser Tätigkeit Ehepaare geschieden, die sich zuvor ewige Treue geschworen hatten.»

**Johanna Moser**

Es herrschte eine gemütliche Stimmung. Eröffnet wurde der bereits 15. DispuTALK von der Badener Stadträtin Steffi Kessler. Der Gast dieses Abends, Moritz Leuenberger, ist in der Schweiz eine bekannte Persönlichkeit. Der Rechtsanwalt und SP-Politiker war von 1995 bis 2010 Mitglied des Bundesrats und in dieser Funktion Verantwortlicher für das Eidgenössische Departement für Umwelt, Verkehr, Energie und Kommunikation UVEK. Im Verlauf seiner Amtszeit als Bundesrat hatte Moritz Leuenberger zudem auch zweimal das Amt des Bundespräsidenten inne. Vor seiner Wahl zum Bundesrat war der heute 79-Jährige bereits Regierungsrat für den Kanton Zürich sowie Mitglied des Nationalrats. Als Regierungsrat war Moritz Leuenberger Vorsteher der Direktion der Justiz und des Innern, welche auch für die Religionsgemeinschaften und das Verhältnis von Staat und Religion in der Schweiz verantwortlich ist.

#### **Hart erkämpft**

Mit Blick auf die Feierlichkeiten zum 500-jährigen Jubiläum der Badener Disputation er-

Esther Girsberger war am 8. Mai 2026 zu Gast am DispuTALK in der Badener FassBar.



# Differenzieren statt pauschalisieren

«Ich glaube nicht an Ideologien»

Esther Girsberger sprach über ihre Verbindung zum Surbtal und den heutigen Antisemitismus. Auch wagte sie einen Blick über die Schweiz hinaus auf den Konflikt zwischen Palästina und Israel.

Die Geschichte der Jüdinnen und Juden in der Schweiz hat einen besonderen Ankerpunkt im Kanton Aargau. Während mehr als zweihundert Jahren waren Endingen und Lengnau Zentrum des jüdischen Lebens in der Schweiz. Nach einem Beschluss der Badener Tagsatzung durften sich Juden ab Anfang des 17. Jahrhunderts dauerhaft nur noch in diesen beiden Surbtaler Gemeinden niederlassen. In beiden Orten war damals ein grosser Teil der Einwohnerinnen und Einwohner jüdisch, weshalb die Dörfer auch als «Judendörfer» bezeichnet wurden. Nachdem im Jahr 1866 das Schweizer Stimmvolk der Niederlassungsfreiheit für Juden zugestimmt hatte, wanderte die jüdische Bevölkerung nach und nach in die Städte ab.

## Geld und Geist im Surbtal

Esther Girsberger hat christliche und jüdische Wurzeln. Ihre jüdischen Wurzeln verbinden sie bis heute mit dem Surbtal und der Region Baden. Girsbergers Mutter war Jüdin und stammte aus Lengnau, ihr Urgrossvater gründete das heute noch bestehende dortige israelitische Altersheim Margoa. «Mein Grossvater sagte jeweils, in Endingen sei das Geld zu Hause, in Lengnau der Geist», bemerkte Girsberger schmunzelnd. Auch die Verbindung ihrer Familie zu Baden sei eng, noch heute sei ein Haus in der Nähe des Kinos Sterk in Familienbesitz. «Ich freue mich also, für dieses Gespräch heute in Baden zu sein.»

## Projekt Doppeltür erzählt vom Zusammenleben

Im Tagsatzungsbeschluss wurde festgehalten, dass Juden und Christen in Endingen und Lengnau nicht unter dem gleichen Dach wohnen durften. Die Bewohner lösten diese Schwierigkeit, indem sie zwei Eingangstüren einbauten, die zu verschiedenen Wohnungen führten. Diese heute noch sichtbaren Türen gaben dem Projekt «Doppeltür» den Namen, das sich der Vermittlung der jüdisch-christlichen Geschichte des Surbtals widmet. Im Jahr 2028 ist die Eröffnung eines Besucherzentrums in Lengnau geplant. Girsberger war bis vor kurzem Präsidentin des Vereins «Doppeltür» und engagiert sich jetzt als Vorstandsmitglied.

## Esther Girsberger

Weil von 1866 an die jüdische Bevölkerung nach und nach in die Städte abwanderte, leben heute fast keine Juden mehr im Surbtal. Auch deshalb sei es wichtig, die jüdische Geschichte des Surbtals zu erzählen, sagte Girsberger. Der jüdische Kulturweg und die Mikwe in Endingen sind Teilprojekte, die bereits verwirklicht wurden. «Wichtig ist uns, dass das Projekt nicht nur jüdisch ist, sondern auch die Geschichte des interreligiösen Zusammenlebens erzählt», betonte Girsberger.

### Vorurteile gegenüber Juden

Judenhass reiche in der Geschichte weit zurück, sagte Hans Strub. «Weil es immer einen Sündenbock braucht?», fragte er. Girsberger erläuterte: «Die Juden durften nur bestimmte Berufe ausüben. Steuern eintreiben, Geldverleih oder Handel waren Tätigkeiten, die fast immer von jüdischen Menschen ausgeübt wurden – weil andere sich daran nicht die Finger verbrennen wollten. Denn wer Steuern eintreibt, macht sich unbeliebt. Durch die Verbindung mit Geldgeschäften entstand das Vorurteil vom geldgierigen, geizigen Juden.» Hans Strub brachte eine weitere Quelle des Antisemitismus' ein: die Ansicht der Christen, die Juden hätten ihren Jesus ermordet. Strub zitierte aus der Einleitung des Buches «Die unendliche Papstgeschichte»: «Hätte man in den Darstellungen von Jesus am Kreuz das unseelige Lendentuch weggelassen, hätten alle erkannt, dass Jesus selber Jude war.»

Das Gespräch zwischen Girsberger und Strub drehte sich zudem um die Rolle der Schweiz in der Judenverfolgung des Zweiten Weltkriegs. Girsberger differenzierte hier ebenfalls: «Die Angst vor Deutschland spielte eine Rolle, aber auch Geld. Die Rolle der offiziellen Schweiz war eine unrühmliche. Aber es gab viele gute Seelen, die – nicht ohne Risiko – Verfolgten geholfen haben.»

### Es ist wichtig, zu differenzieren

Antisemitismus habe es immer gegeben. Aber heute sei er wieder salonfähig geworden, sagte Girsberger. Sie fügte jedoch ein wichtiges Aber an: «Nicht jede Kritik an Israel ist gleichbedeutend mit Antisemitismus.» Es sei nötig, zu differenzieren und anzuerkennen, dass in der israelischen Regierung teilweise rechtsextreme Politiker sitzen, jedoch nicht alle Israeli diese Politik gutheissen würden. Als Ombudsfrau der SRG muss Girsberger diese Differenzierung immer wieder machen, wenn sie Beschwerden über die SRF-Berichterstattung zum Konflikt im Nahen Osten beantwortet. «Der Ursprung der aktuellen Krise war der Angriff der Hamas vom 7. Oktober 2023. Wenn wir versuchen, den Konflikt mit der Bibel zu erklären, finden wir nicht zum Frieden», ist Girsberger überzeugt. Die Wunden, die der 7. Oktober geschlagen habe, bräuchten wieder

zwei Generationen, um zu verheilen, gab sie zu bedenken.

### Dialog und Verständigung

Spätestens Ende Oktober finden in Israel Parlamentswahlen statt. Girsberger weilte in Israel, zwei Tage, nachdem die überlebenden Geiseln aus Gaza zurückgekehrt waren. Sie weiss: «Rein systembedingt kann es auch bei den kommenden Wahlen keine Regierung geben, wie ich sie mir vorstelle – zum Beispiel eine, die die Siedler im Westjordanland unter Kontrolle bringt.» Sie betonte: «Ich glaube an Dialog und Verständigung. Woran ich nicht glaube, sind Ideologien. Es braucht die Einsicht, dass beide Seiten bereit sein müssen, zu verzeihen und den anderen zu verstehen.» In der aktuellen Situation in Israel sei aber leider eine Koalitionsbildung nur mit einer rechten Regierung realistisch, erklärte Girsberger.

In der Schweiz hätten sich seit dem 7. Oktober die Fronten innerhalb der jüdischen Gemeinde verhärtet, sagte Girsberger: «Es gibt grosse Risse in der Einheitsgemeinde und diese Entzweiung macht mir Sorgen – genau jetzt müssten alle zusammenhalten.»

### Deutliche Antworten auf Nazi-Vorwürfe

Als SRG-Ombudsfrau erhalte sie immer wieder einmal Beschimpfungen. Weil ihr jüdischer Hintergrund bekannt sei, gelangten Vorwürfe und Beschwerden zur Nahost-Berichterstattung häufig an sie – nicht selten versehen mit Beschimpfungen. «Das ist manchmal schwierig», räumt Girsberger ein, «Wenn Nazi-Vorwürfe gegenüber der SRG geäussert werden, werde ich in meinen Antworten sehr deutlich.»

### Nachfragen und sich informieren

Am besten reagiere man auf antisemitische Äusserungen mit vorsichtigen, einfühlsamen Fragen, riet Girsberger. Etwa so: «Warum denkst du das?», oder: «Wo hast du das erlebt?» Das Projekt Doppeltür eigne sich zur Vermittlung und sie hoffe, dass Lehrpersonen diese Gelegenheit nützen, fügte Girsberger an.

### «Sie merken es nicht»

In der Fragerunde nach dem Gespräch wollte ein Zuhörer wissen, warum sich jüdische Feriengäste in Davos nicht mehr Mühe gäben, sich den hiesigen Regeln anzupassen. «So, wie sich einige dieser Leute verhalten, schüren sie doch Vorurteile gegenüber Juden», merkte er an. Esther Girsberger erklärte, dass es sich bei solchen Touristen um orthodoxe Juden aus den USA handle, die sowohl in ihrer Heimat als auch in den Ferien abgeschirmt in ihrer Bubble lebten. «Es handelt sich um eine kleine Gruppe, die leider nicht in der Lage ist, sich auf andere Gesellschaften einzulassen. Diese Menschen merken nicht, wie negativ sie auffallen.»

### Persönlich

Esther Girsberger ist promovierte Juristin, langjährige Journalistin und Chefredaktorin, Dozentin und heute selbständig tätig als Moderatorin von Veranstaltungen in Wirtschaft, Wissenschaft, Politik und Kultur. Sie hat diverse Mandate, zum Beispiel als Ombudsfrau der SRG zusammen mit Urs Hofmann oder als Vorstandsmitglied des Vereins Doppeltür. Girsberger ist verheiratet und Mutter von zwei erwachsenen Söhnen. Sie ist passionierte Geigerin mit festem Kammermusikensemble. Ebenso ist sie leidenschaftliche Tiefseetaucherin.

### Projekt Doppeltür

Über Jahrhunderte lebten im aargauischen Surbtal Jüdinnen und Juden Tür an Tür mit der christlichen Bevölkerung – ein Miteinander, das sich bis heute in der Architektur, in kulturellen Eigenheiten und in persönlichen Geschichten spiegelt. Lange Zeit lag es an engagierten Einzelpersonen, diese besondere Geschichte zu bewahren. Einer von ihnen war der Verleger und Publizist Roy Oppenheim. Auf seine Initiative hin entstand 2009 der Jüdische Kulturweg – ein Rundgang, der das jüdisch-christliche Zusammenleben sichtbar macht. Der 2017 gegründete Verein «Doppeltür» und die gleichnamige Stiftung vermitteln die Geschichte des Surbtals und schaffen Verbindungen zu Fragen, die uns heute beschäftigen. Dazu gehören vier zentrale Elemente: Das Zentrum für Bildung und Begegnung in Lengnau (Eröffnung 2028), Die restaurierte Mikwe (jüdisches Tauchbad) in Endingen, vier Schulmodule für die Oberstufe und der Jüdische Kulturweg. [www.doppeltuer.ch](http://www.doppeltuer.ch)

### Zuhören

Das Gespräch schloss Esther Girsberger mit Blick auf die Disputation vor 500 Jahren mit der Mahnung: «Es muss nicht immer alles friedlich sein. Aber der Grundgedanke, dem anderen zuzuhören, muss stets präsent bleiben.»

Marie-Christine Andres

Marianne Binder-Keller war Gästin bei Hans Strub am 13. Mai im reformierten Kirchgemeinde Haus Baden.



# Mehr zu Europa beitragen

## «Unsere Neutralität ist kein eiserner Dom»

Mit klaren Worten zu Antisemitismus, Demokratie und Migration begeisterte Ständerätin Marianne Binder-Keller das Publikum beim DispuTALK. Im Gespräch mit Hans Strub sprach die «Aargauer Mitte»-Politikerin über politische Verantwortung, den Wert der freien Meinungsäusserung und Optimismus als Haltung.

Ständerätin Marianne Binder-Keller hatte die Sympathien der Zuhörerinnen und Zuhörer mit ihrer unprätentiösen Art sofort auf ihrer Seite. Der Moderator begann das Gespräch mit einer Gratulation: Marianne Binder-Keller erhielt 2024 den Fischhof-Preis für ihr jahrelanges politisches Engagement gegen Antisemitismus und für das Wohl der jüdischen Gemeinschaft. In der Begründung hiess es, sie habe massgeblich dazu beigetragen, das Verbot von Nazi-Symbolen politisch durchzusetzen. Auch in der schweizerischen Aussenpolitik stehe sie für die Einhaltung der Menschenrechte.

**Das «Nie wieder» nicht infrage stellen**  
«Woher kommt dieses grosse Engagement gegen Antisemitismus?», wollte Hans Strub wissen. Ihr Engagement wurzle in der Erziehung

ihrer Eltern, erklärte die Preisträgerin. Zudem sei ihre Grossmutter ein grosses Vorbild gewesen. Als Besitzerin des Hotels Rosenlaube in Baden habe diese zur Zeit des Nationalsozialismus jüdische Geflüchtete beherbergt und für sie gebürgt. «Ich dachte, meine Generation habe das «Nie wieder» nach dem Holocaust verinnerlicht», sagte die Mitte-Politikerin. Doch sie habe feststellen müssen, dass dies im Zusammenhang mit Palästina zunehmend infrage gestellt werde. «Dagegen braucht es engagierte Stimmen – ohne Ja, aber.»

### Verwurzelt in der politischen Mitte

Politisiert wurde Marianne Binder-Keller an der Kantonsschule Wettingen. Als Jugendliche sei sie oft in Opposition gewesen – gegenüber Lehrpersonen ebenso wie gegenüber den Eltern –, ohne bereits eine fundierte Meinung

zu haben. In dieser Zeit habe sie gelernt zu argumentieren. Heute vertrete sie die Überzeugung, dass politische Lösungen im Kompromiss liegen und dass Rhetorik dabei helfe. Damit ist die Politikerin bei der Mitte in der richtigen Partei. Auch familiär scheint die Parteizugehörigkeit vorgezeichnet: Ihr Vater Anton Keller war CVP-Nationalrat, ebenso ihr Schwiegervater Julius Binder, der zudem auch im Ständerat sass. Ihr Mann Andreas Binder gehörte für die CVP dem Grossen Rat des Kantons Aargau an.

### Der Wert der Mitte

Dass die CVP ihren Namen in «Die Mitte» geändert hat, hält die Ständerätin für einen richtigen Schritt. Die Partei sei zuvor zu stark konfessionell geprägt gewesen. Ihre christdemokratischen Werte vertrete sie aber weiter-

### **Persönlich**

Marianne Binder-Keller arbeitete als Kommunikationsberaterin und Publizistin und war bis 2013 Kommunikationschefin der CVP-Schweiz. Seit 2023 ist sie Mitte-Ständerätin. Von 2019 bis 2023 war sie Nationalrätin, von 2013 bis 2019 Grossrätin im Kanton Aargau. Seit 2016 ist sie Parteipräsidentin der CVP Aargau bzw. seit 2021 der Mitte Aargau. Marianne Binder-Keller kommt aus einer Politiker-Familie und lebt mit ihrem Mann in Baden. Sie haben zwei erwachsene Kinder.

hin. «Die Mitte hält die Schweiz zusammen», sagte Marianne Binder-Keller und schloss damit alle Parteien in der politischen Mitte ein. Auch auf die vielzitierte Polarisierung der Gesellschaft kam sie zu sprechen. Dabei nahm sie die SRG in die Pflicht, die mit ihrem Infotainment polarisierende Parteien gross gemacht habe.

### **Eingeschränkte Meinungsfreiheit**

Marianne Binder-Keller politisiert nicht nur in Bern, sondern auch in Strassburg als Mitglied der Schweizer Delegation im Europarat. Dieser war nach dem Zweiten Weltkrieg gegründet worden, um Menschenrechte, Demokratie und Rechtsstaatlichkeit zu schützen. Heute gehören ihm 46 Staaten an. Geleitet wird der Europarat seit 2024 von alt Bundesrat Alain Berset als Generalsekretär.

### **Freie Meinungsäusserung**

«Ich bin in der Schweiz nach dem Krieg aufgewachsen und daran gewöhnt, mich in der direkten Demokratie kritisch äussern zu können», sagte Marianne Binder-Keller. Im Europarat falle ihr zunehmend auf, dass dies für viele Mitglieder nicht selbstverständlich sei. Vertreterinnen und Vertreter von Staaten an der Grenze zu Russland könnten ihre Meinung oft nicht frei äussern, ohne Repressionen befürchten zu müssen. Es sei ein Privileg, in einer direkten Demokratie mitbestimmen zu können – gleichzeitig bedeute dies aber auch Verantwortung. «Wir haben die demokratische Pflicht, der Propaganda zu widerstehen», mahnte die Mitte-Politikerin.

### **Die Schweiz gehört zu Europa**

Die Schweiz werde in Europa zwar oft bewundert, gleichzeitig begegne ihr aber zunehmend Ablehnung wegen ihrer Abschottungstendenzen – auch in sicherheitspolitischen Fragen. «Unsere Neutralität ist kein eiserner Dom, der Bomben abhält», sagte Binder-Keller pointiert und ergänzte: «Sie hätte uns auch während des Zweiten Weltkriegs nicht geschützt.» Die

Schweiz müsse mehr zu Europa beitragen, von dem sie so stark profitiere. Es müsse nicht gleich ein EU-Beitritt sein, aber die Schweiz gehöre zur Wertearchitektur Europas.

### **Rauer Ton im Parlament**

Neben den Debatten im Europarat konnte Marianne Binder-Keller auch Diskussionen im deutschen Bundestag verfolgen. Als «brave Schweizerin» sei sie über Ton und Inhalt vieler Voten konsterniert gewesen. «Wer bei uns im Parlament so spricht, muss raus», sagte die Ständerätin unverblümt. Gleichzeitig stellte sie fest, dass sich auch in der Schweiz der Ton verschärft habe. Zudem erklärte sie, wie Politikerinnen und Politiker mit Tricks versuchen, mehr Redezeit zu gewinnen – etwa, indem sie einer Frage lange Ausführungen voranstellen.

### **Politik und Privileg**

Hans Strub interessierte sich auch für die Organisation ihres politischen Alltags. «Wie bringen Sie all Ihre Engagements unter einen Hut?», fragte er. «Es ist ein grosses Privileg, sich mit einer Vielfalt an Themen beschäftigen zu dürfen», antwortete Binder-Keller. Am selben Tag habe sie über Urheberrecht diskutiert, danach über staatspolitische Themen – und nun dürfe sie an diesem Talk teilnehmen. «Meine Arbeit regt zum Denken an, fordert mich heraus und macht mich glücklich», fasste sie zusammen.

### **Optimismus aus der Chancenwelt**

In ihrer Freizeit lese sie viel und verbringe Zeit mit ihren bald sechs Enkelkindern. Ausserdem schaue sie sich hin und wieder Programme von Comedians an. «Mit Humor können wir uns über Wasser halten», sagte die Politikerin, die in jungen Jahren lieber Kabarettistin als Politikerin geworden wäre. Optimismus sei für sie eine Haltung. Statt in einer Defizitwelt müsse man in einer Chancenwelt denken.

### **Positive Befindlichkeit**

Zum Schluss sprach Marianne Binder-Keller auch die bevorstehende Abstimmung über die «Nachhaltigkeits-Initiative» der SVP an. In einer Befindlichkeitsstudie hätten die Teilnehmenden positiv bewertet, wenn ein Dorf gut ans Verkehrsnetz angebunden sei und man dort chinesische, italienische oder türkische Restaurants besuchen könne. Der Zusammenhang mit der Zuwanderung werde von vielen jedoch nicht erkannt. Nach dem Gespräch stellte sich Marianne Binder-Keller den zahlreichen Fragen aus dem Publikum.

Eva Meienberg

Am 15. Mai 2026 war Pascal Gregor zu Gast am DispuTALK im reformierten Kirchgemeindehaus in Baden. Mit dem 20. DispuTALK kam die Gesprächsreihe zum Abschluss.



# Erkennen, was die Menschen brauchen

«Meine Vision ist, dass Menschen in der Kirche Gemeinschaft und Zugehörigkeit erfahren»

Der Kirchenratspräsident der römisch-katholischen Kirche im Aargau sprach über das Gefühl der Freiheit, seine Freude an der Arbeit und wie die Kirche im Aargau versucht, mit weniger Mitteln mehr Wirkung zu erzielen.

«Den Herren an der Badener Disputation wäre das Disputieren im Hals steckengeblieben», vermutete die Präsidentin der katholischen Kirchenpflege Baden-Ennetbaden, Beatrice Eglin, in ihrer Begrüßungsrede. Dass sich 500 Jahre nach der hitzigen Disputation über den rechten Glauben der katholische Kirchenratspräsident im reformierten Kirchgemeindehaus mit einem pensionierten reformierten Pfarrer zum lockeren Gespräch trifft, begrüßt von einer Frau, der Präsidentin der katholischen Kirchgemeinde, hätten sich die gestrengen Herren wahrscheinlich nicht vorstellen können.

## Über Grenzen hinausdenken

Pascal Gregor, seit September 2024 Präsident des Kirchenrats der römisch-katholischen Landeskirche, würde den Kreis gerne noch weiter ziehen: «Auf Kantonsebene werde ich einen Schwerpunkt auf die Zusammenarbeit mit anderen Konfessionen legen, auch mit den Freikirchen. Gerade sie leisten bei uns sehr gute und wichtige Arbeit. Ich habe gute Beziehungen zur evangelisch-methodistischen Kirche und habe dort zum Beispiel entdeckt, laut zu beten. Das kannte ich vorher nicht, und ich finde es etwas sehr Schönes.»

## «Ich genieße das Gefühl der Freiheit»

Pascal Gregor nimmt sich die Freiheit, über Grenzen hinauszudenken. Einen «Freigeist» habe ihn das Pfarrblatt «Lichtblick» in einem Porträt genannt, sagte Hans Strub. «Diese Bezeichnung passt mir absolut», antwortete Pascal Gregor, «ich bin gerne unterwegs, reise gerne, oft auch allein. Dank meiner Kinder habe ich das Gleitschirmfliegen entdeckt. Am liebsten fliege ich allein und genieße das Gefühl der Freiheit.»

Von oben auf eine Sache schauen zu können und den Überblick zu wahren, sei als Kirchenratspräsident sicherlich hilfreich, meinte

## Pascal Gregor

Hans Strub. Er wollte von Pascal Gregor wissen, was seine Vision für die Kirche sei. Gregor antwortete: «Meine persönliche Vision ist, dass die Kirche für die Menschen da ist, damit sie dort Gemeinschaft und Zugehörigkeit erfahren.»

### Die Komfortzone verlassen

Die Aufgabe der römisch-katholischen Kirche im Aargau sei die Unterstützung der pastoralen Aufgaben der Kirchgemeinden und im Bistum. Eine Vision zu haben sei für die Landeskirche wichtig, damit sie wisse, wo sie ihre Ressourcen einsetzen wolle, erklärte Pascal Gregor. Die römisch-katholische Kirche im Aargau müsse eine Million Franken einsparen, doch im Moment sei sie noch etwas ziellos unterwegs. Das wolle die Landeskirche nun ändern, und dafür müsse sie ihre Komfortzone verlassen. «Die Komfortzone zu verlassen, bedeutet, die operative Ebene zu verlassen und auf eine übergeordnete, strategische Ebene zu wechseln», erklärte Gregor. Mit dem Projekt «Fit für die Zukunft» entwickle die Landeskirche eine Strategie, die den Blick bis ins Jahr 2045 richte, sagte er. Die Vision wird unter der Leitung von Kirchenrätin Anita Berger, Generalsekretär David Reichart und dem Projektbegleiter Hans Lichtsteiner erarbeitet.

Pascal Gregor nahm vorweg: «Die Vision wird möglicherweise nicht allen passen.» Er erläuterte: «Zum Beispiel definieren wir das Frauenpriestertum nicht als ein Ziel. Das liegt in der Kompetenz des Bistums oder letztlich in Rom und ist nicht durch uns realisierbar.»

### Kontroverse Diskussionen mit dem Bistum

Natürlich wollte Hans Strub vom katholischen Kirchenratspräsidenten wissen, ob er selbst glaube, die Einführung der Priesterweihe für katholische Frauen noch zu erleben. «Ich weiss, dass es Gerüchte gibt, dass Rom die Verantwortung in dieser Frage an die Bistümer delegieren könnte», sagte Gregor. Doch wie konkret diese Pläne seien und ob er selbst diesen Entwicklungsschritt noch miterleben werde, könne er nicht sagen.

Die Landeskirche engagiere sich in der Lösung von handfesten, praktischen Fragen: «Wir haben Kirchgemeinden, die grosse finanzielle Probleme haben und ihre pastoralen Räumlichkeiten verkaufen wollen. Die Landeskirche anerkennt diese wirtschaftliche Notwendigkeit und diskutiert solche Fragen durchaus kontrovers mit den Vertretern des Bistums, die ihren Blick über einen viel längeren Zeitraum richten und die Lage daher anders einschätzen.»

### Freiwillig und bei vollem Bewusstsein

Hans Strub hatte in Erfahrung gebracht, dass Pascal Gregor sich nach dem Rücktritt des langjährigen Kirchenratspräsidenten Luc

Humbel auf eine Ausschreibung der Landeskirche für das Amt beworben hatte. Strub bemerkte: «Normalerweise wird man in ein solches Amt berufen, es rücken Leute nach, die schon jahrelang dabei sind.» Aber Pascal Gregor habe sich als Aussenstehender freiwillig auf eine Ausschreibung gemeldet, im vollen Bewusstsein, dass er diesen Job nicht machen müsse, ergänzte Strub. Damit sorgte er für Lacher, lieferte Pascal Gregor aber auch die Möglichkeit, über seine Motivation zu berichten: «Ich mache das gerne, ich zähle keine Stunden. Ich stehe gerne auf, ich arbeite gerne. Es macht mir einfach Freude, wenn ich die Entwicklung sehe und erkenne, dass ich bei meinem Gegenüber etwas bewirken kann.» Gregor gab zu, dass er dieses Amt im Alter von 30 oder 40 Jahren nicht hätte übernehmen können. Aber mit 60 Jahren, mit erwachsenen Kindern und einer Frau, die ebenfalls berufstätig und ehrenamtlich engagiert ist, passe das wunderbar.

Hans Strub doppelte nach: «Aber das braucht doch Energie! Und du wirst doch auch angefahren? Oder ist das bei den Katholiken anders?».

«Da hilft mir meine Mediationsausbildung, die ich letztes Jahr abgeschlossen habe», antwortete Pascal Gregor, «Ich werde nicht als Person angegangen, sondern als Vertreter der Landeskirche. Ich schaffe es, das voneinander zu trennen. Es gehört zu meinem Amt, die Perspektive der Landeskirche einzunehmen und zu vertreten.»

### Was brauchen die Menschen?

Die Landeskirche soll kein Selbstzweck sein, sondern für die Menschen da sein, betonte Pascal Gregor: «Wir müssen als Landeskirche erkennen, was die Menschen wollen. Sollte es uns nicht mehr brauchen, müssten wir uns auch danach ausrichten.» Um herauszufinden, was die Mitglieder der Landeskirche brauchen, suche er bewusst den Kontakt, nehme Einladungen an und versuche, möglichst nahbar und präsent zu sein. Die Landeskirche plane unter anderem, dieses Jahr im Herbst die neu gewählten Kirchenpflegemitglieder zu einer offiziellen Amtsantrittsfeier einzuladen.

Den Kontakt zu allen Gruppen zu finden, sei nicht ganz einfach: «Die, die wir erreichen, machen mir weniger Sorgen. Der grosse Teil bezahlt – Gott sei Dank – Kirchensteuern, aber wir erreichen sie nicht. Sie nehmen nicht an Abstimmungen teil, kommen nicht an Versammlungen oder in Gottesdienste. Ich versuche, das als positive Herausforderung zu betrachten», sagte Pascal Gregor.

### Die Räume werden grösser und das Zugehörigkeitsgefühl schwächer

Aus dem Publikum kam die Frage an den Kirchenratspräsidenten, wie es zusammengehe, dass auf der einen Seite Kirchgemeinden fu-

### Persönlich

**Pascal M. Gregor ist seit September 2024 Kirchenratspräsident der römisch-katholischen Kirche im Aargau. Der Inhaber der Camino Consulting AG in Aarau ist ausgebildeter Primarlehrer und Heilpädagoge, Coach und Mediator. Gregor wohnt in Wohlen, ist verheiratet und Vater von vier erwachsenen Kindern.**

sionieren und Pfarreien in Pastoralräumen zusammengeschlossen seien, die Pfarrei vor Ort aber Gemeinschaft stiften solle? Pascal Gregor antwortete: «Wenn die Organisation grossräumiger wird, wird die Verbindung untereinander, das Zugehörigkeitsgefühl schwächer. Diese Problematik ist mir sehr bewusst, und ich finde es wichtig, dafür Lösungen zu finden.»

### Effizienz steigern und Prozesse optimieren?

Neben der Tätigkeit als Kirchenratspräsident führt Pascal Gregor eine eigene Beratungsfirma. Hans Strub zitierte deshalb ein paar Begriffe aus der Organisationsentwicklung: «Effizienzsteigerung, Prozessoptimierung... haben diese Begriffe in der Kirche Platz?», fragte er. Gregor sagte mit einem Lachen: «Solche Begriffe werden in der Kirche gar nicht gerne gehört.» Ernster fuhr er fort: «Wir sind mitten auf dem Weg, mit weniger Mitteln zu versuchen, trotzdem Wirkung zu erzielen. Das ist nicht einfach, aber es gelingt.» Zum Schluss sollte Pascal Gregor aus den vier Begriffen Zukunft, Liebe, Hoffnung und Frieden einen auswählen. «Ich habe die vier Begriffe seit einem Jahr auf meinem Schreibtisch stehen und ich weiss seit Langem, dass ich dazu etwas sagen muss. Ich bin trotzdem nicht vorbereitet», erklärte er. Doch persönlich sei ihm die Liebe am wichtigsten: «Die Liebe zu meiner Familie, zu den Menschen – und die Liebe zum Leben.»

Marie-Christine Andres

# Konflikte ausbaden

## Was verbindet, wenn sich die Zeiten ändern?

Vor 500 Jahren fand in Baden ein Streitgespräch statt, die Badener Disputation 1526. Über 200 Männer reisten an die Tagsatzung, um die Glaubenswahrheit zu ermitteln. Gefunden haben sie sie nicht. Ihre Sichtweisen ausgetauscht aber schon. Nun begann die Reformation erst recht.

Wir befinden uns in Baden, wo seit Jahrtausenden heisses Thermalwasser aus dem Boden sprudelt. Felix aus Zürich ist zu Gast in den Bädern. Ueli, der Wirt, empfängt ihn und kündigt weitere Gäste aus der Eidgenossenschaft an. «Mögt ihr Gezänk und Hader meiden, solange ihr Gold und Geld habt», mahnt der Hausherr. Nun betritt Johoho mit dem Badgesell die Szene. Er ist «Pritschenmeister», heute würde man ihn Master of Ceremonies oder Schweizerdeutsch «Tätschmeister» nennen. Diese Szene entstammt der «Badenfahrt guter Gesellen» von Hans Achtsinit. Wir schreiben das Jahr 1526. Es stehen eidgenössische Gespräche in der Bäderstadt an.

### Eine neue Ära

Damals ist die politische Lage angespannt. Seit Martin Luther 1517 in Wittenberg seine 95 Thesen publiziert hat, wird heftig über das System des Ablasshandels und die Auslegung der Bibel diskutiert. Die Humanisten nehmen sich der Bibeltexte an, übersetzen akribisch die Texte aus den alten Sprachen neu. Gesellschaftlich wandelt sich ebenfalls gerade viel. Für die Menschen in Europa wird die Welt grösser, Seemänner aus Portugal und Spanien umsegeln sie und bringen neue Handelsgüter. Der Buchdruck erlaubt eine rasche Verbreitung von Ideen.

So kommt auch Ulrich Zwingli, der in Einsiedeln als Priester die Pilger betreut, mit dem neuen Gedankengut in Kontakt. 1519 kommt er nach Zürich und kritisiert in seinen Predigten den Ablasshandel, sowie die

Formalitäten und Heuchelei der Kirche. Das schlägt ein.

In Zürich beginnt der Umbruch im Jahr 1522. In der Fastenzeit wird Wurst gegessen! In der Folge meint selbst der Zürcher Rat: Wir finden, die Kirche ist zu reformieren. Bilder in den Gotteshäusern werden entfernt, ein Teil wird verkauft, andere werden zerschlagen. Auch die Klöster sind den Reformatoren ein Dorn im Auge: bis 1525 werden alle Klöster aufgehoben. So weit die Entwicklung in Zürich.

### Reformation beginnt im Osten

Doch die reformatorische Haltung ist in der Alten Eidgenossenschaft keine Mehrheitsposition. Das zeigen Hans Achtsinit's Verse deutlich. Der Berner Vinzenz, der sich zu den Badenden gesellt, bekundet, «was mich schon länger verwundert hat, dass sich Zürich nicht belehren lässt und sich widersetzt der Eidgenossenschaft.» Felix antwortet mit seiner Überzeugung für den neuen Glauben, worauf der Luzerner Leodegar zum Bad kommt und fragt, «warum sich Zürich von einem Mann [...] so betrügen und verführen» lasse. Felix verteidigt sodann Zwingli, bevor vierzehn weitere Gesandte der Alten und der Zugewandten Orte auftreten. Die Szenen stellen die Positionen der damaligen Zeit dar: 1526 hatte sich die neue Haltung im Osten der Eidgenossenschaft und der Zugewandten Orte zum Teil bereits gefestigt, hier war man teilweise schon reformiert.

### Initiative aus Bayern

Disputationen waren in dieser Zeit eine Gesprächsform, um Meinungen zu messen und die Gegenseite zu überzeugen. Ursprünglich handelte es sich dabei um ein Format aus den Universitäten, wo allerdings auf Lateinisch gestritten wurde. Ähnlich der «SRF Arena» führten die Gelehrten ihre Positionen aus. Nun wurde das Format von den Reformatoren übernommen. Martin Luther hatte 1519 in Leipzig eine Reformationsdisputation durchgeführt. Ab 1523 gab es in Zürich mehrere Disputationen, die durch Zwingli's starke Haltung geprägt waren.

Die Initiative für die Badener Disputation kam aus Bayern: Johannes Eck, ein Theologe, der sich gegen die reformatorischen Ideen stellte, richtete sich im August 1524 mit einem Begehren an die Tagsatzung – an die Versammlung, an der bevollmächtigte Boten der eidgenössischen Orte gemeinsame Geschäfte

berieten. Eck wollte eine eidgenössische Disputation veranstalten, um den grossen Teil der Unentschiedenen von seiner Sicht zu überzeugen. Die Tagsatzung behandelte das Begehren mehrfach. Doch eine eidgenössische Disputation fand erst keine Mehrheit. Eck blieb hartnäckig. Und die Versammlung lenkte ein. Auf ihre Einladung sollte eine Disputation stattfinden. Und zwar in Baden, einem der beliebteren der zahlreichen damaligen Tagsatzungsorte.

### Eck vs. Oekolampad

Auf den 19. Mai 1526 reisten die Gesandten, Theologen, Kleriker, Lehrer und eine Reihe von Schreibern und Druckern – die damalige Presse – nach Baden. Mehr als 200 Teilnehmer sind namentlich bekannt, die bis zum 7. Juni die 16 Disputationssitzungen in der Stadtkirche verfolgten. Der Ablauf war klar geregelt: Am Morgen früh fand eine Messe statt. Im Anschluss daran traten die Kontrahenten auf – für die altgläubige Seite war dies Johannes Eck selbst, für die reformatorische Seite Johannes Oekolampad. Die Sitzungen wurden von vier Präsidenten überwacht, zwei von jeder Seite.

#### Die 7 Thesen

Was nun wurde aber genau diskutiert? Johannes Eck formulierte sieben Thesen, die als Grundlage für die Disputationstage dienten.

- **Realpräsenz und Transsubstantiation.** Christus ist mit Leib und Blut durch die Wandlung präsent im Altarsakrament – und nicht etwa als Zeichen. Diese These nahm am meisten Raum ein.
- **Die Messopferlehre.** Leib und Blut Christi werden in der Messe zum Gedenken an das Opfer Christi dargebracht – und nicht als Gedenken an das letzte Abendmahl.
- **Fürbitte Marias und der Heiligen.** Maria – und nicht Christus allein – ist Fürbitterin bei Gott.
- **Bilderfrage.** Bilder von Jesus und den Heiligen sind statthaft – und müssen nicht abgehängt werden.
- **Fegfeuerlehre.** Nach dem Tod kommt das Fegfeuer zur Sühne.
- **Erbsünden- und Taufverständnis**

## 500 Jahre Badener Disputation

Der Jurist und Theologe Oekolampad war einer der wichtigen Humanisten seiner Zeit und Professor an der Universität Basel. Für ihn wurde in der Kirche ein separater Predigtstuhl aufgestellt. So standen sich die beiden Disputanten auf Kanzeln gegenüber. Sie stritten auf Deutsch, so wie das auch an den Tagsatzungen der Fall war.

### Als Hühnerverkäufer getarnt

Zwingli indes blieb in Zürich – der Zürcher Rat hatte ihm die Teilnahme am Anlass, der keine 30 Kilometer westlich stattfand, untersagt. Warum? Die Disputation war trotz Einladung durch die politische Tagsatzung stark altgläubig dominiert. Das goutierte man nicht. Weiter sei Zwingli zu stark exponiert – selbst in Zürich sei er Angriffen ausgesetzt gewesen. Eine Reise nach Baden hätte sein Todesurteil bedeutet. Doch Zwingli hatte Boten, die ihn über die Entwicklung in Baden informierten. Einer von ihnen war Thomas Platter, der in seinen Lebenserinnerungen schildert, wie er sich als Hühnerverkäufer in die Stadt Baden schmuggelte. Täglich trug er Nachrichten aus Baden nach Zürich und zurück, wie er selbst berichtet. Erhalten sind nur wenige Briefe an Zwingli aus der Zeit bis zum 23. Mai. Diese Mitschriften waren verboten, allein die Protokollanten sollten den Gesprächsverlauf aufzeichnen, wohl um Polemik vorzubeugen.

### Thesen und Diskussionen

Ziel der Badener Disputation war nie, zu einem Kompromiss im modernen Sinn zu gelan-

gen. Eck und Oekolampad wollten in erster Linie vor dem Publikum ihre Positionen präsentieren. Die Regeln sahen vor, dass die These als akzeptiert galt, wenn Oekolampad und andere angemeldete Redner Eck nicht widersprachen. Die längste Zeit widmeten die Kontrahenten der ersten These – und sie blieben hier unentschieden. Bereits seit Jahrhunderten stritten Theologen darüber, wie die Wandlung von Brot und Wein in den Leib und das Blut Christi durch das Gebet des Priesters verstanden werden soll. Diese Präsenz Christi in der Hostie feierten die Gläubigen seit dem 13. Jahrhundert an Fronleichnam. Dieses Fest erinnerte an das Wunder von Bolsena, wo das Brot zu bluten begonnen hatte. Dieses unglaubliche Vorkommnis führte in der Folge zu einem regelrechten Blut-Hype in der Volksfrömmigkeit, dem die Theologen allerdings kritisch gegenüberstanden.

Die Diskussion um die sogenannte Realpräsenz war also nicht neu, sie verschärfte sich aber im Zuge der Reformation massiv. Für die Reformatoren war diese Idee reine Erfindung. «Botz leicham», soll Eck sein Gegenüber gescholten haben, als der Berner Reformator Berchtold Haller die Realpräsenz nicht anerkennen wollte: «Sie glauben nicht an die Präsenz von Fleisch und Blut Christi!»

### Spott und Hohn

Die Disputationstage wurden vollständig aufgezeichnet – von vier Protokollanten, die ihren Text am Abend jeweils abglichen, wobei die Altgläubigen einen dritten Schreiber einschleusten. Daher ist heute die Badener Dis-

putation eines der am besten dokumentierten Reformationsgespräche. Alle fünf Protokolle haben überlebt und differieren nur wenig. Während mehr als eines Jahrzehnts haben Forschende die Aufzeichnungen untersucht und publizierten 2015 eine Edition der Protokolle. Flüche und Unartigkeiten sind darin allerdings kaum überliefert. Davon berichten eher überlieferte Briefe und Spottlieder.

In einer Zeit ohne Zeitungen und elektronische Medien verbreiteten sich Nachrichten auf ganz andere Weise, als sie dies heute tun. In der Reformation hatten Predigten, aber auch Theaterstücke und Lieder diese wichtige kommunikative Funktion. Sie kursierten als Drucke und wurden in der Öffentlichkeit vorgetragen. Auch die Badener Disputation fand Niederschlag in solchen Liedern. Eck sei ein «Narr» lässt sich hier lesen, ein blasierter und schreiender Rechthaber. Ob die Lieder gesungen wurden? Ob sie Wirkung entfalteten? Belegen lässt sich das nicht, aber doch vermuten.

### Entspannung im Bad – oder doch nicht?

Versöhnlich endet die «Badenfahrt guter Gesellen» von Hans Achtsinit. Das Bad dauert an, die Suppe wird den Männern im Wasser gereicht, die Gläser sind schon mehrfach neu gefüllt worden. Und nun bittet auch der Zürcher Felix: «Dass wir möchten bei Freiheit bleiben, mit Leuten, Land und Weibern» – in diesem Ton endet dann Hans Achtsinit ebenfalls: «Wenn man ausgebadet hat, so die Sitte, man die guten Gesellen um ein Ende der Streiterei bitte.»

Der Friede im Bad bei gut gefültem Bauch war damals allerdings Wunschdenken. Nach der Badener Disputation bauten sich die konfessionellen Spannungen in der Eidgenossenschaft erst so richtig auf. Im Jahr 1528 fand die Berner Disputation und der Übertritt Berns zur Reformation statt. Es folgten die zwei Kappelerkriege, wovon der erste 1529 diplomatisch gelöst wurde. Die «Kappeler Milchsuppe» ist bis heute sprichwörtlich und steht für die friedliche Lösung des Konflikts. 1531 endete die Schlacht zwischen reformatorischen und altgläubigen Kämpfern indes blutig. Zwingli starb, die Katholiken waren überlegen. Ein Landfrieden regelte, dass man sich nun in Ruhe lassen würde. Das funktionierte bis zu den konfessionell motivierten Villmerger Kriegen 1656 und 1712. Im 19. Jahrhundert prallten liberale, vor allem reformierte, und katholisch-konservative Kräfte erneut aufeinander. Die Spannungen liessen sich erst im 20. Jahrhundert lösen, auch mit der fortschreitenden Säkularisierung. Sind die konfessionellen Konflikte also endlich – mit Hans Achtsinit gesprochen – «ausgebadet»?

Ruth Wiederkehr



Die Disputation wurde von der Tagsatzung der Eidgenossenschaft einberufen. Sie tagte – wie hier 1531 – regelmässig in Baden. Abbildung: Die Tagsatzung Baden, Stadtarchiv Baden, Historisches Museum Baden.

